

**Johann Friedrich Hübner:
Wanderungen und Reisen
Teil II.**

Reinschrift

*Reiseerlebnisse
eines Chemnitzer Bürgers,
des Johann Friedrich Hübner,
im 19. Jahrhundert.*

*Johann Friedrich Hübner:
Reise IIA*

*Von England nach Paris zurück
Monat Juni 1838.*

*Von Paris nach Italien
Mitte December 1838 bis April 1839.*

Der Mensch ist in der Regel am glücklichsten in der Jugend, die, ohne Sorgen, alles verschönert ansieht und selbst das Trübe leicht tragen und vergessen macht. Was man in dieser glücklichen Zeit in seiner Umgebung vor sich gehen sieht, auf dem politischen, wie auf dem Gesellschaftsgebiet, erscheint schön und beglückend. Die politischen Erlebnisse der Jugend, die man gesehen, die militärischen Ereignisse, alles dies prägt sich tief dem Gemüthe ein, das nicht in kritischer, nüchterner Weise vergleicht und abwägt.

Mir haben alle diese Aufzeichnungen der Erlebnisse auf meinen Reisen unendliches Vergnügen gewährt, um so mehr, als ich allemal Gelegenheit hatte, mich in die erlebten, fröhlichen Tage im Geiste wieder zurück zu versetzen. Nur war es mir manchmal schwer, den Sinn meiner Reise-Notizen, die ich speziell sammelt, vollständig zu errathen, da doch vieles dem Gedächtnis entschwunden war.

D. H.¹

¹ Aus dieser Abkürzung („Der Herausgeber“) wird klar, dass Johann Friedrich Hübner selbst die Absicht hatte, zu veröffentlichen.

Paris.

Am 6. Juni 1838 kam ich wieder in Paris an, nachdem ich an der belgisch-französischen Zollgrenze gehörig vexirt und meiner herrlichen Cigarren aus Rotterdam, die ich meinen Bekannten in Paris zum Geschenk mitbringen wollte, verlustig geworden war. Da ich keine bestimmte Wohnung wußte, so kehrte ich in dem kleinen Hotel „Montpensier“ ein und machte von da aus Versuche, meine Bekannte, Madame Robert, in ihrer alten Wohnung aufzusuchen. Ich ging über den Pont Royal, um in die Rue du Bac einzutreten, als auf einmal aus einem Laden eine ältliche Dame auf mich zustürzte und mich unter Scherzen und Lachen in ein in der Nähe befindliches Haus hineinzog, wo sie seit kurzer Zeit eine allerliebste Wohnung hatte. Es war Madame Robert und es war wirklich von großer Bedeutung, daß ich dieselbe in einer so großen Stadt ganz zufällig und ohne großes Suchen wiedergefunden hatte. Wenn man bedenkt, daß man manchmal wochenlang, ja Monate lang umherlaufen muß, um in einer so ungeheuren Stadt einen Bekannten zu finden und aufzusuchen, so konnte ich mir bei meinem zweiten Besuch in Paris wirklich gratuliren.

Natürlich wurden wir gleich darüber einig, daß ich die Wohnung, welche zufällig leer stand, ohne Verzug beziehen konnte. Es war eine herrliche, große Stube im zweiten Stock am Anfang der Straße und ich konnte noch von weitem die Brücke über die Seine sehen. Madame Robert war überglücklich und that mir alles Mögliche zu Gefallen, damit ich nur recht lange bei ihr wohnen konnte. Da ich auch beinahe sechs Monate wieder in Paris blieb, so ist es nöthig, daß ich einiges über ihre Lebensverhältnisse erwähne.

Sie war im Jahr 1783 zu Paris geboren und war die Tochter wohlhabender und gebildeter Eltern. Auf ihre Erziehung wurde große Sorgfalt verwendet und einige tüchtige Lehrer, die ihr schon in frühester Zeit gegeben wurden, entdeckten bald an dem Mädchen ausgezeichnete Fähigkeiten. Denn wenn große Regsamkeit des Geistes, lebendige, phantasiereiche Anschauungsgabe, Leichtigkeit und Gewandtheit im Ausdruck Eigenschaften sind, welche im Voraus etwas Ungewöhnliches versprechen, so waren diese bei ihr in höchsten Grade vorhanden. Allein leider starb ihre Mutter frühzeitig hinweg und die Vermögensumstände ihres Vaters wurden so mißlich, daß ihre Erziehung nicht mehr so sorgfältig wie früher geleitet werden konnte. Hierzu kamen die erschütternden Weltereignisse der nächsten Zeit, die ihr Herz noch mehr bewegten, das so sehr

für das Wohl des Vaterlandes schlug. Ihr Character entwickelte sich frühzeitig und ließ eine ungemene Heiterkeit als Hauptzug hervortreten, die sich später in eine frivole Stimmung des Gemüthes verwandelte und die sich auch trotz des Mißgeschicks und trotz Kummer und Sorgen, die sie hatte, bis in ihr spätes Alter erhalten hat. Sie war später, zur Zeit Napoleons I., im Palaste der Ehrenlegion angestellt und glühte daher noch heute für ihn.



Madame Robert in Paris, geboren 1783.

Nach dem Sturze desselben verlor sie diesen Posten und mußte sich kümmerlich behelfen, da auch ihre Geschwister sich gänzlich von ihr losgesagt hatten. Als ich sie traf, war sie bereits im fünfundfünfzigsten Lebensjahre, aber trotz aller Widerwärtigkeiten des Lebens heiter und zufrieden. Sie sprach wundervoll ihre Sprache und hatte sie in aller Gewalt, sodaß ich von ihr viel gelernt habe. Leider war sie, wie alle Französinnen, etwas leichtfertig und hatte nie Geld, deshalb mußte sie auch die herrliche Wohnung bald wieder verlassen und war genöthigt, in ein kleines Logis in die Rue Hautefeuille zu ziehen, wohin ich ihr nachfolgte. Dort nahm sie noch die Frau eines Professors namens Grieb in Kost und Logis, welche noch einige Zeit in Paris die französische Sprache treiben und dann ihrem Manne nach Philadelphia, welcher dort angestellt war, nachfolgen wollte.

Sie, Frau Grieb, war sehr ernst und schwermüthig, deshalb konnte sie die manchmal frivolen Äußerungen der Madame Robert gar nicht vertragen und entfernte sich daher jedesmal, wenn erstere bei zu guter Laune war.

Meine ersten Ausgänge waren natürlich in die Champs-Élysées, da diese gar nicht weit entfernt waren. Eine Abendpromenade in denselben wird den Tausenden von fremden Spaziergängern aus allen Gauen Europas stets in ewiger Erinnerung bleiben. Inmitten des fröhlichen Lebens, beschienen von der untergehenden Sonne, die am azurblauen Firmamente prangt, hört man hier die Zungen aller europäischen Nationen, wie kaum irgendwo anders.

Hier pilgert eine Carawane lustiger Pariser zu Fuß die breiten Gänge entlang, während Tausende von Equipagen, Posten und Kutschen aller Art im scharfen Trabe die großen Alleen passiren. Schmucke Reiter und Reiterinnen tummeln sich in lustigen Sprüngen auf den ausgedehnten Reitwegen, während ein langbeiniger Sohn Albions mit seiner Familie über die Unvollkommenheiten der Rosse gegenüber seinen vaterländischen parlirt. Dahinter kommt ein Trupp höchst einfach gekleideter Männer mit schönen Bärten, die sich in der Muttersprache ihres heißgeliebten Vaterlandes Italien unterhalten, während nicht weit davon Massen von Arbeitern und jungen Männern in ihrer deutschen Muttersprache discutiren. Wiederum naht eine prächtige Equipage, die Fußgänger ziehen sich auf beiden Seiten zurück, der allbeliebte Duc d'Orleans, umgeben von einigen Adjudanten, ruht darin auf seidnen Kissen, während der stolze Rosselenker im Vollbewußtsein seiner Würde mit einer gewissen Überlegenheit auf die zu seinen Füßen Pilgernden herabblickt.

So geht es den ganzen Abend fort. Alle Stühle, Plätze und Restaurationen sind überfüllt; die Töne einer Musikcapelle schmettern durch die idyllische Laubholzvegetation und erheben das schon freudig gestimmte Herz durch die prächtige Klangwirkung inmitten der freien Natur.

Heiter zieht bei Anbruch der Nacht das ganze fremde Publicum carawanenweise nach der Stadt, gewiß den Wunsch im Herzen tragend, noch oft der herrlichen Genüsse theilhaftig zu werden.

Das Wort, daß Paris halb Babel, halb Paradies sei, lernte ich nie mehr würdigen, als wenn ich durch seine herrlichen Park- und Gartenanlagen streifen konnte. Alle, die in der schönen Jahreszeit in Paris waren, werden bezeugen, daß der Ausdruck kein zu hochgespannter ist, denn alles, was Natur und Kunst Schönes bieten können, ist dort in reicher Fülle über alle öffentlichen Spaziergänge ausgegossen. Breite Spazierwege für Fußgänger, Reiter und Wagen, alte, ehrwürdige Bäume gewähren einen unendlich schönen Anblick. Alle diese Herrlichkeiten finden wir fast mitten in der Stadt oder doch ganz in der Nähe derselben. Im Tuileriengarten ist ein verschwenderischer Pflanzen- und Blumenschmuck, als hätte Göttin Flora selbst Pathenstelle vertreten.

1838, Juni.

Nachdem ich mich so ziemlich eingerichtet hatte, nahm ich einen Sprachlehrer an, um mich in der französischen Sprache zu vervollkommen. Ich hatte bereits von dem Engländer Pohl gehört, daß ein gewisser Flamérion, welcher noch in Paris studierte, sehr guten Unterricht in der französischen Sprache ertheilte und hatte ich auch das Glück, denselben wieder aufzufinden und für mich zu engagiren.

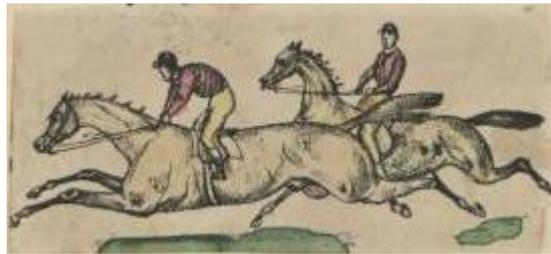
Ein jeder Übergang im menschlichen Leben ist schwer zu überwinden, in alles aber konnte ich mich eher finden, als in den Gedanken, die mir überaus schwierig erscheinende französische Sprache mir so zu eigen zu machen, daß ich in derselben alle meine Empfindungen und Gedanken aussprechen konnte und nur mit Mühe ließ ich mich bewegen, die angefangenen Unterrichtsstunden regelmäßig fortzusetzen. Aber soviel Mühe sich auch Monsieur Flamérion geben mochte und so guten Willen ich auch zu haben schien, es wurden doch gar wenig Fortschritte durch diese Lectionen sichtbar und die leidenschaftliche Anhänglichkeit an mein geliebtes Deutsch ließen mich stets alle guten Vorsätze, die ich vor der Stunde gehabt, vergessen und veranlaßten mich, die willkommne Gelegenheit, mich mit meinen Bekannten in der Muttersprache unterhalten zu können, jederzeit wahrzunehmen.

Wie sehr sich nun auch Monsieur Flamérion der ernstestn Weihe dieser Stunden hingab, so war er doch gewissenhaft genug und erklärte im Voraus, daß, wenn ich den Umgang mit meinen deutschen Landsleuten nicht meiden würde, ich die französische Sprache mir niemals zu eigen machen würde, worauf ich ihm

erwiderte, daß ich bloß mich in der französischen Sprache unterhalten zu können wünsche, daß ich aber den Umgang mit meinen Bekannten nicht aufgeben werde.

Ich weiß nicht, ob es allen Andern bei Erlernung der französischen Sprache ebenso ergangen ist, aber soviel glaube ich behaupten zu können, daß man sehr lange Zeit braucht, um fertig französisch sprechen zu können und daß es unbedingt nothwendig ist, längere Zeit den Umgang mit Deutschen zu meiden. Deshalb wird es auch denjenigen, welche in Fabriken und in Werkstätten nur mit Franzosen Umgang haben, allemal leichter, die Sprache zu erlernen. Wenigstens hatten Freund Dietrich, Seyde und Moritz Müller in kurzer Zeit ganz andre Fortschritte gemacht und Ersterer sprach so gut, daß man ihn für einen gebornen Franzosen hätte halten können.

1838, Juni.



Reitvergnügen am Wochenende auf dem Marsfeld in Paris.

Einige den Engländern abgesehene Vergnügungen sind die Wettrennen, die gewöhnlich im Frühjahr und Herbst gehalten werden. Sie werden hier in Paris auf dem Marsfelde abgehalten, das genau ein längliches Viereck bildet und wo

die Pferde auf dem festgetretenen Sande stets festen Tritt haben können. Im Übrigen ist dieser große Platz mit Schranken von Stricken umgeben und alte, invalide Soldaten stehen umher, welche auf Ordnung halten. Auf der untern, nach der Seine zu gerichteten Seite dieses Platzes sitzen die Kampfrichter auf hohem, mit Fähnchen verziertem Gerüste, gravitatisch wie Rhadamanth mit seinen Collegen. Die Helden des Tages, die Pferde, stehen daneben. Eine unzählige Menschenmasse umgiebt den Platz, welcher ringsherum nach hinten zu etwas erhöht ist, sodaß die hinteren Personen über die vorderen hinweg sehen können. Diese bunte Menge giebt vom Rennplatz aus gesehen einen allerliebsten Anblick. Die Glücklichen, welche über ein Pferd disponiren können, tummeln sich in Erwartung des großen Schauspiels lustig auf der Bahn herum und geben an und für sich schon einen belustigenden Anblick. Während der Zeit wird alles genau von den Kampfrichtern untersucht, damit kein Betrug irgendeiner Art beim Rennen vorgehe. Die Jockeys, welche schon geraume Zeit vorher sich durch strenge Diät auf diesen großen Tag vorbereiten mußten, werden sorgfältig gewogen; keiner darf schwerer sein als der andere, deshalb wird dem leichteren das fehlende Gewicht durch Blei in den Taschen ersetzt.

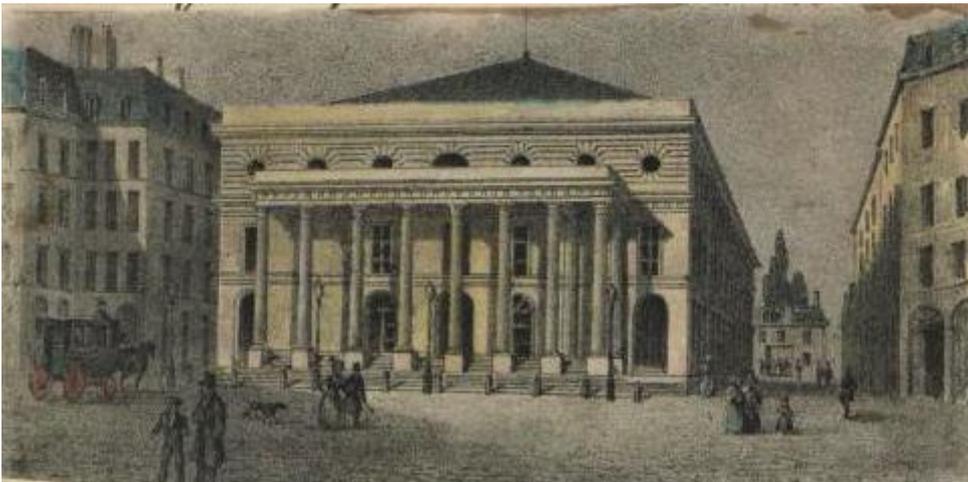


Ein Trommelschlag wirbelt durch die Luft und alles eilt, sich an den Seiten zu rangiren und einen guten Platz zu bekommen. Mit dem zweiten Trommelschlag laufen die Renner aus, man hält den Athem an vor Begierde, sie zu sehen und sieht sie fast nur einen Moment mit Blitzesschnelle vorüberrauschen und hernach auf der entgegengesetzten Seite ganz in der Ferne. Sie nahen wieder, sie stürmen zum zweiten Mal vorbei, nähern sich zum zweiten Mal dem Ziele, und nun reiten Alte und Junge auf die halsbrechendste Weise, ohne auf irgend etwas zu achten, hinterdrein, um bei der Entscheidung gegenwärtig zu sein. Die Pferde durchlaufen zweimal, ohne anzuhalten, die Bahn und dasjenige, welches zum zweiten Mal zuerst das Ziel erreicht, hat gesiegt. Der Weg, den die Renner zurücklegen, beträgt eine englische Meile, von denen man fünf auf eine

deutsche Meile rechnet; die Zeit aber, in welcher sie diesen Raum durchmessen, ist unglaublich kurz. Sowie das erste Rennen vorüber ist, fährt und reitet alles wieder auf dem Platze durcheinander wie zuvor, bis ein neuer Trommelschlag verkündet, daß andere Pferde zum Laufen bereit sind und die Zuschauer wieder zur Ordnung verweist. Jeden Morgen, während der Zeit des Pferderennens, werden gewöhnlich drei solche Wettläufe gehalten.

Es ist höchst unerfreulich, die Pferde am Ziele anlangen zu sehen. Ermattet, mit Schweiß bedeckt, athmen sie kaum noch und das Blut strömt aus ihren von den Sporen zerrissenen Seiten. Auch die Jockeys sinken fast hin vor Ermattung, da ihnen das pfeilschnelle Durchschneiden der Luft den Athem benimmt und sie unaufhörlich mit der einen Hand vor dem Munde die Luft zu zertheilen suchen müssen, um nicht zu ersticken. Ich konnte keinen Geschmack an diesen Vergnügungen finden und bin nie wieder hingegangen.

1838, Juni.



Das Théâtre de l'Odéon im Quartier Latin in Paris.

Im Theatre Odéon, in welchem bloß Trauerspiele gegeben werden und welches im Quartier Latin sich befindet, war eine neue, berühmte Schauspielerin aufgetreten, um Fräulein Mars zu ersetzen. Ein ällicher Herr hatte vor einigen Jahren auf dem Boulevard abends ein junges Judenmädchen angetroffen, welches ihn um eine Gabe angesprochen hatte. Das Mädchen hatte ihm gefallen und er ließ es in einer Anstalt erziehen, wo es zu seiner großen Freude ein eminentes Talent zum Recitiren entwickelte. Ihre Aussprache war vorzüglich und so kam es, daß er ihre Neigung, auf dem Theater sich auszubilden, recht gern erfüllte. Ganz Paris schwärmte von der jungen Waise, welche nur in Stücken

von Racine und Corneille auftrat und schon fünf Stunden vor Anfang des Stücks mußte man Queue auf der Straße halten², um Fräulein Rachelin in der Rolle der Phädra zu sehen. Wenn das Drama der Spiegel der Zeitströmung sein soll, so erfüllte die Dramenliteratur der damaligen Zeit die Forderung der Zeit in vollem Maaße. In der Phädra von Racine ist die Zeichnung der Heldin edel, die Sprache ist kräftig und der Schluß von tragischer Gewalt.



Die damals berühmte Schauspielerin Rachel,
die in Paris im Odéon in der Rolle der Phädra in Jean Racines Tragödie Phèdre auftrat.

Ich glaube aber, daß dieses Stück bei mir einen größeren Eindruck beim Lesen als auf der Bühne gemacht haben würde, obgleich auch theatralisch wirksame Scenen darin sind und man die einfache Sprache an diesem Drama des berühmten Autors nur anerkennen muß. Freilich lieben die Franzosen das hergebrachte Coulissenpathos und deshalb bin ich der Überzeugung, daß Fräulein Rachel bei uns nicht so reussiren würde.

Von allen öffentlichen Gebäuden ragt die Madeleine-Kirche durch ihre Einfachheit am meisten hervor; sie ist zwar nicht wie eine Kirche, sondern wie ein

² Sich nach Eintrittskarten anstellen.

griechischer Tempel gebaut, aber eben deshalb fällt sie jedem Fremden am meisten auf. Sie wurde bereits im Jahre 1764 angefangen, aber immer wieder liegen gelassen und sollte später als ein Temple de la Gloire eingerichtet werden. Aber zehn Jahre später besann man sich wieder anders und man machte eine Kirche daraus. Das Innere gleicht allen römisch-katholischen Kirchen und strotzt von einer Masse Altären, die nicht viele merkwürdige Bilder enthalten, aber das Äußere, welches von zweiundfünfzig cannelirten Corinthischen Säulen umgeben ist, imponirt desto mehr.



Die Kirche La Madeleine in Paris.

Nach dieser Kirche ist Saint Sulpice die größte. Ihre Länge sind dreihundertsechzig und ihre mittlere Breite einhundertfünfzig Fuß. Die Höhe ihres Mittelschiffs, die Pracht und Größe des Gebäudes verdienen umso mehr Bewunderung, als der Bau dieses Tempels in eine Zeit fällt, wo der schlechteste Geschmack der herrschende war. Leider sind die Thürme, welche bis auf vierhundert Fuß hoch werden sollten, nicht vollendet worden. Das größte Verdienst um diesen Prachtbau hat der Italiener (Giovanni Niccolo) Servandoni, von dem auch die Zeichnung zu dem majestätischen Portikus herrührt. Das vortreffliche Ebenmaaß der Verhältnisse und seine einfache, edle Composition machen einen erhabnen Eindruck, würdig der Bestimmung, welcher das Gebäude dient. Es ist aus zwei Stockwerken gebildet, das untere gehört der dorischen, während das obere der ionischen Ordnung angehört. Die dorischen Säulen sind fünf- undvierzig Fuß hoch bei fünf Fuß Durchmesser, die ionischen haben eine Höhe von achtunddreißig Fuß und viereinhalb Fuß Stärke. Das Mittelschiff ruht auf durch Bögen verbundenen Bündelpfeilern, welche bis zur gewölbten Decke einhundertzehn Fuß Höhe haben. Gleich beim Haupteingang stehen

zwei Reihen corinthischer Säulen, zwölf an der Zahl, welche die große Orgel tragen. Die innern Ornamente sind fast sämmtlich von Marmor. Der Hochaltar ist von edler Composition und seine Form ähnelt der gewöhnlichen eines römischen Grabmals. Der Chor ist zu reich ausgeschmückt und das Gefühl der Überladung thut dem Effect, den er außerdem machen würde, großen Eintrag.

Alle Fenster desselben bestehen aus ältern Glasgemälden, unter denen man einige der schönsten Erzeugnisse der Kunst findet. Die sehr großen Statuen des Heilandes und der Apostel Paulus, Petrus und Johannes sind Meisterwerke. An den hintern Theil des Chores stößt die Kapelle der heiligen Jungfrau, bei deren Ausschmückung sich die Prachtsucht überboten hat. Die Säulen in derselben sind von blauem Marmor, die Statuen von vergoldeter Bronze und die Kuppel ist al fresco gemalt, wobei als Sujet die Himmelfahrt der Maria zu Grunde gelegt ist, deren Lichteffect in der That höchst magisch ist. Auch die übrigen Kapellen sind sehenswerth und erst in neuerer Zeit al fresco gemalt worden.



Die Kirche Saint-Sulpice in Paris.

Ehedem war die Kirche auch reich an Grabmälern, unter denen sich viele schöne Werke des Mittelalters befanden, die aus dem ältern Gotteshause, an dessen Stelle sich dieses erhob, dahin versetzt wurden. Sie sind aber im Sturm der Revolution, welche die Aristocratie bis auf die Wappen ihrer Gräfte zu zerstören trachtete, total zertrümmert worden.

1838, Juli.

Paris ist der „ewige Kalender“ der Geschichte. Auf jedem Schritt begegnet man dort Ereignissen, die uns zurückführen in längst entschwundene Zeiten und

wie in einem aufgeschlagenen Buche liegen vor uns die Niederträchtigkeiten und die Großthaten der Franzosen von heute und gestern.

Heute fange ich meine Wanderung von jenem Punkte an, wo die Madeleinekirche steht, das Prachtstück der griechischen Baukunst. Dort, wo die Boulevards der Chaussée d'Antin und von Saint-Honoré zusammenstoßen, beginnt das vornehme Paris. Die Millionärs, die Fürsten der Börse, der Geburt und des Amtes haben in diesem Viertel ihre Wohnungen; dort ist jenes Paris, welches an architectonischer Pracht in der Welt seines Gleichen sucht. Wir gehen von der Madeleine über den Vendôme-Platz mit seiner Kaisersäule, vorbei an dem Café Tortoni, wo die Rothschilds und Laffites nach dem Schluß der Börsenzeit ihre Operationen fortsetzten, an welchen der Kredit und öfters das Wohl und Wehe ganzer Nationen klebten. Wir betrachten mit Wohlgefallen ein mit herrlichen Sculpturen bedecktes Gebäude und sind erstaunt zu lesen, daß es nichts weiter sei als ein Kaffeehaus, le Café de Paris, das Rendezvous der Politiker und Künstler. Ein großer Bau in einiger Entfernung ist ein Tempel der Kunst: das Théâtre des Variétés, wo Madame Brunets Spiel ein Menschenleben lang die Pariser entzückte. In der Rue Montmartre und in der anstoßenden Rue Saint-Denis zeigen sich die alten Wohnsitze des Hofadels aus den Zeiten des Königthums; Paläste und Hotels im Style des siebzehnten Jahrhunderts. Die Straße Saint-Denis, welche ihren Ausgang auf die Boulevards hat, endigt mit einem alten Triumphbogen, der frei und isolirt über alle Gebäude sich emporhebt und Porte Saint-Denis heißt.



Die Porte Saint-Denis in Paris.

(Nicolas-François) *Blondel*, der größte Architect seiner Zeit, hat ihn errichtet und edle Einfachheit des Styls verräth den Meister. Schmuck ist wenig daran. Auf der den Boulevards zugekehrten Seite stellen sich zu beiden Seiten des Bogens die colossalen Marmorbilder des Rheins und Hollands in halberhabener Arbeit dar, Fesseln an den Füßen und sitzend in der demüthigen Stellung der Überwundenen. Von der Tafel über den Rundbogen strahlt die Riesenschrift: „Ludovico Magno“, demnach zu Ehren desselben nach seinen Siegen über Deutschland und Holland.

Ganz in der Nähe davon befindet sich ein zweites Thor, die *Porte Saint-Martin*, welches ebenfalls von der Stadt Paris dem König Ludwig XIV. wegen seiner Siege über Deutschland und Holland errichtet wurde.



Die *Porte Saint-Martin* in Paris.

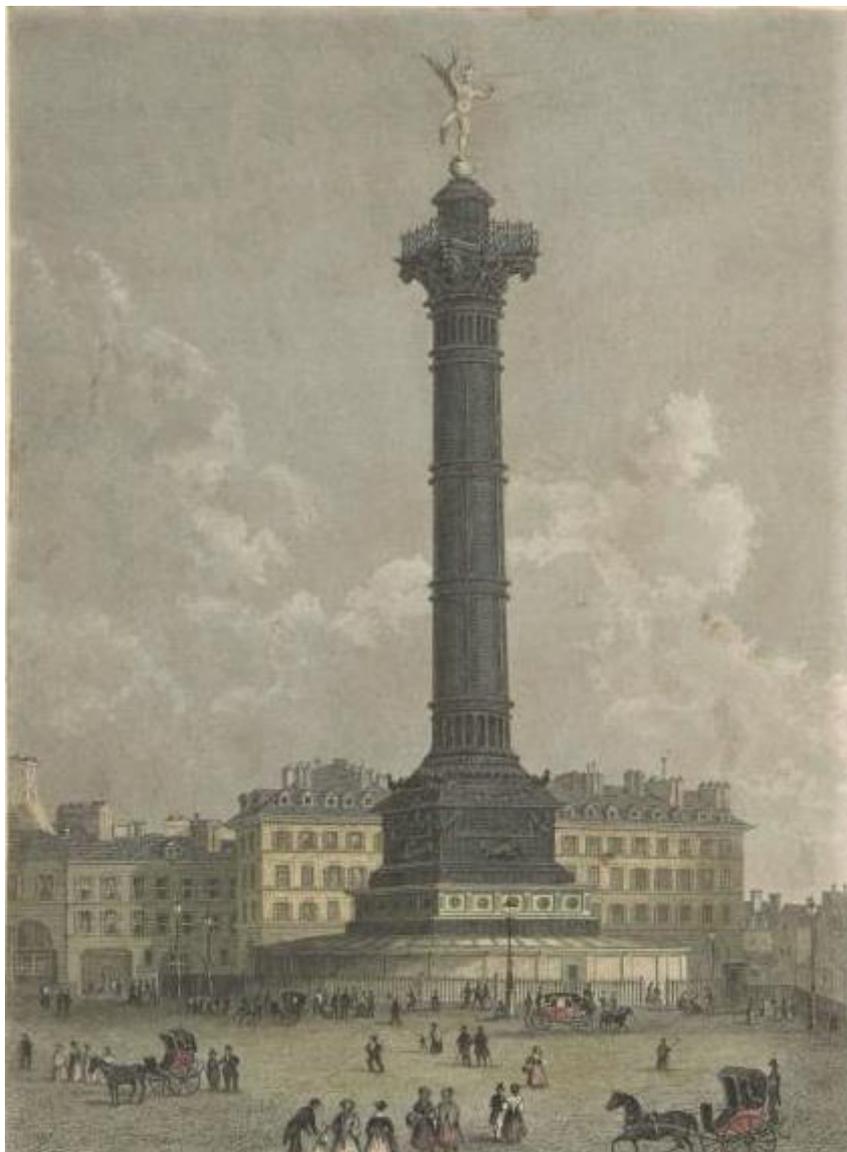
Eine Politik, die den Betrug zu ihrem Gott erhebt, dem die Arglist, die Lüge, die Treulosigkeit, der Verrath, die Bestechung und die vollendete Schlechtigkeit als Priester dienen, hatte im Thronsaal Ludwigs XIV. ihren Hochaltar und dahin pilgern die Großen Europas noch heute. Jeder der Wallfahrer pflanzte in der eignen Heimath von dem Giftkraut Despotismus soviel an, als die Beschaffenheit des Bodens eben erlaubte. Wie das Kräutlein aber festgewurzelt ist, wie es fortgewuchert hat und was es für Früchte brachte den Fürsten, das steht auf jedem Geschichtsblatt der neuern Geschichte.

1838, Juli.

Paris, die Wiege der Revolution, ist selbst dem Geiste der Umwälzung fortwährend unterworfen. Jedes Jahrzehnt verändert die Gesichtszüge der ungeheuren Stadt. Gärten verwandeln sich in Straßen, Felder und Wiesen in Gärten; neue

Stadtviertel steigen auf, alte werden niedergerissen und die Architectur der Paläste schichtet ihre Steinmassen auf den Stätten ärmlicher Wohnungen auf. Was ist aus dem Paris von 1789 geworden? Wer erkennt noch die classischen Orte der Revolution? Man gehe z. B. in die Vorstadt Saint-Antoine. Sie gießt nicht mehr jene Volksmassen aus ärmlichen Gassen aus, welche die Bastille stürmten und bald der Revolution Handlanger waren. Friedlich lustwandelt jetzt eine gutgekleidete Menge in breiten Straßen, die alten, engen Gäßchen sind fort bis auf die Namen.

Auch die Place de la Bastille hat nichts weiter übrig. Kein Steinchen ist mehr zu sehen von der alten Zwingburg. Damit indessen ein Stein an der Stelle nicht fehle, richtete Ludwig Philipp die Julisäule auf.



Die Julisäule (Colonne de Juillet) auf dem Place de la Bastille in Paris.

Als Kunstwerk kann ich sie nur bewundern. Sie ist von Bronze und ihre Verhältnisse übereinstimmend. Eine finstere Treppe führt zur Galerie, welche die Kuppel der Säule umgiebt, eine andere hinab in die Gruft zu den Todten ohne Namen. Von Allen hatte keiner einen guten Rock. Die guten Röcke blieben zu Hause. Es war 1789 eben so und wird künftig wieder so sein. In Paris wie anderwärts.

1838, Juli.

Triumphbögen hatten ursprünglich den nämlichen Zweck, den sie heute noch haben: sie gelten der Verherrlichung der Gewalt, des Kriegsglücks und des Länderraubs. Rom, das große Volk, erfand sie zur Verherrlichung seiner Feldherrn, welchen vom Staate nach erfochtenem Siege bei ihrer Heimkehr die Ehre eines Triumphzugs zuerkannt wurde. Anfänglich bloß dem vorübergehenden Zwecke dienend, waren sie, wie unsere Ehrenpforten, nach welchen man bei besondern Gelegenheiten und Anlässen den Fürsten die Liebe der Unterthanen bemessen läßt, hohle Bretterbuden, ausstaffirt mit Trophäen und Kranzwerk.

Als man später den Triumphbögen eine höhere Bedeutung geben und zu einem bleibenden Denkmal des Ruhms des Gefeierten machen wollte, das der Nachwelt die Erzählung großer Heldenthaten überliefern sollte, ward das Holz durch Stein und Marmor oder Erz verdrängt und die Künste verschwendeten ihre reichsten Hilfsmittel, sie würdig zu gestalten. Später, als die Zeit der großen Thaten und Eroberungen vorübergegangen war und in Rom nur der Knechtsinn noch eine Glorie trug, machte man die Schmeichelei zum Fußgestell der Kaiserbilder. Der größte Triumphbogen, den man jetzt kennt, ist der des Kaisers Constantin zu Rom und hat gegen sechsundsechzig Fuß Höhe. Der des Septimius Severus ist viel kleiner.

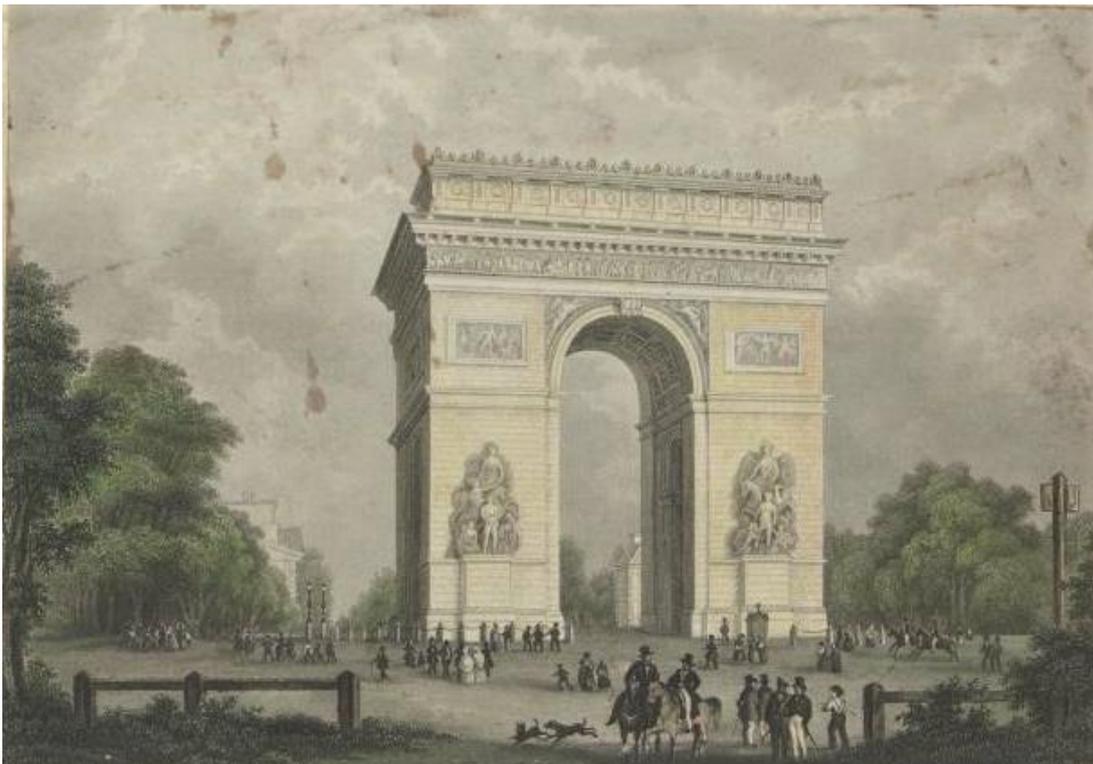
Der eitelste und prunksüchtigste unter allen Monarchen der neuern Zeit errichtete sich selbst zur Apotheose seines Raubzuges an den Rhein die beiden Portes Saint-Denis und Saint-Martin.

Vor dem Triumphbogen de l'Etoile tritt aber alles Gleichartige sowohl der alten als der jüngern Zeiten in den Schatten, wenn man bedenkt, daß seine Masse nicht weniger als das Zehnfache des größten Triumphbogens des alten Rom beträgt. Er ist hundertdreiundfünfzig Fuß hoch und hundertachtundfünfzig

Fuß breit. In diesem Werke ist ein großer Gedanke Napoleons I. verkörpert, der auch die Zeichnung zu diesem Ehrendenkmal der französischen Heere entworfen hat. Als Bauwerk ist dieser Triumphbogen unbestritten das nobelste der ganzen neuern Zeit. Die Arbeit daran ist so gewaltig, als der Gedanke, er erscheint unzerstörbar. Alles an ihm ist Wahrheit, in dem Werke selbst, wie in seiner Bedeutung: ungeheure Kriegsthaten, vollständige Siege, entschiedene Feldherrngröße. Hier ist kein falscher Aufputz, kein eitles Spiel.

Wenn man die Façade rechts des Thorwegs ansieht, auf der Seite, die nach den Tuileries weist, so sehen wir in ihr den Prolog im ungeheuren Drama des Krieges, welcher die alte Welt zusammenwarf, um eine neue hervorzubringen. Man sieht den Auszug der begeisterten Schaaren der jungen Republik von 1792 gegen die verbündeten Könige. Die plastische Versinnbildlichung des berühmten Schlußverses des Marseiller Marsches:

Aux armes citoyens, Formez vos bataillons, Marchons, marchons!



Der Arc de Triomphe de l'Étoile, ein Wahrzeichen der Stadt Paris.

Im Vordergrunde schreitet der Kriegsgott, den Waffenruf erhebend; ihm folgt ein bejahrter Krieger im Feldherrnkleide, der den Helm schwingt. Ein herrlicher Jüngling hält ihn mit seinen Armen umschlungen und zieht ihn ungestüm vorwärts. Rechts gürtet ein alter Mann sich mit dem Schwerte und ein Greis, zu

schwach, die Waffen zu tragen, nimmt Abschied von den Forteilenden mit verklärtem, begeistertem Antlitz. Links ist ein Krieger, den Bogen spannend; hinter diesem ein anderer, der sein Panzerhemd anthut und die Trompete erfaßt. Den Hintergrund füllen Krieger zu Roß; die Tricolore aber entfaltet sich über der ganzen Gruppe.

Gegenüber auf der nämlichen Façade links vom Thorwege prangt das Basrelief des Triumphs. Es ist die vollständige Siegerglorie Frankreichs. Ihre Personification ist nothwendig der Kaiser selbst. Er wird von der Victoria gekrönt, Fama verkündet seine Thaten und die Geschichte schreibt sie nieder. Die überwundenen Nationen unterwerfen sich. An einer Palme hängen Kriegstrophäen aller Art und im Hintergrunde stehen Völker als Gefangene.

Die andere Façade des Bogens ist gegen Neuilly gerichtet. Hier sieht man rechts vom Thorwege: die Gruppe der Vertheidigung. Alle Völker stürmen gegen Frankreich an, ein junger Krieger kämpft heldenmüthig an der Stelle seines verwundeten Vaters, der sterbend seine Knie umfaßt hält. Seine Frau hebt jammernd ihr erschlagenes Kind empor. Hinter ihm stürzt ein verwundeter Reiter nieder und über der Gruppe schwebt der Genius der Zukunft: er scheint die Vertheidiger ermuthigen zu wollen, die Angreifer zu besänftigen.

Die Gruppe des Friedens ziert die linke Seite jener Façade. Man erblickt einen Krieger, welcher zufrieden sein Schwerdt in die Scheide stößt. Links hält ihm eine Frau ein lächelndes Kind vor, das die Arme verlangend gegen ihn ausstreckt. Rechts ist ein Mann, der eine Pflugschaar ausbessert; im Hintergrund steht ein Soldat als Ackersmann, mit muthigen Stieren, die er zu bändigen sucht. Über der Gruppe ragt Minerva mit Schild und Lanze; daneben – der Ölbaum.

Der Raum zwischen diesen reichen allegorischen Gruppen und dem Gesimse des großen Bogens ist auf beiden Façaden ebenfalls mit Basreliefs bedeckt, ebenso sind die Seitenfaçaden damit geziert. In dem Fries unter dem Hauptgesims läuft ein Basrelief um das ganze Monument und stellt den Triumphzug der französischen Heere dar, begleitet von dem Ruhm und gefolgt von den Segnungen des Friedens.

Aber am schönsten ist wohl die Aussicht von der Plattform selbst, indem man von da ohne alle Beschränkung vor- und rückwärts, links und rechts sehen kann. Bei einer hellen Abendbeleuchtung übersieht man fast die ganze Stadt bis hinauf zum Montmartre und Père-Lachaise, sowie zum Pantheon. Rückwärts schaut man die gerade, prachtvolle Straße entlang bis Neuilly und die prächtigen Weinberge von Meudon. Links über der Seine breitet sich das ganze Marsfeld aus mit dem legitimen Viertel und rechts erblickt man den Parc von Monceau tief unter sich mit seinen uralten Buchen und Linden.

Überhaupt verdient der Triumphbogen als monumentales Kunstwerk die höchste Bewunderung. Seine hohe Schönheit verdankt er nicht der Decoration oder der Kostbarkeit des Stoffs, sondern sie liegt im Ganzen, in der Einfachheit und in dem Ebenmaaß seiner einzelnen Theile. In allem ist der Ausdruck der Achtung vor historischer Wahrheit. Den herrlichsten Eindruck macht der Bogen vom Eintrachtsplatz her, besonders dann, wenn ihn die Morgensonne bescheint. Die mächtigen, langen Alleen dienen ihm als dunklen Hintergrund, von dem er sich in unbeschreiblicher Majestät abhebt.

1838, Juli.

Paris ist eigentlich arm an Denkmälern der Architectur aus der frühern Zeit. In den verheerenden Kriegen und politischen Umwälzungen, denen die Hauptstadt so oft preisgegeben war, brachen die meisten ihrer alten Bauwerke zusammen.



Die Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois in Paris gehörte zum Königspalast (Louvre).

Die Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois ist eine der frühesten Ansiedelungen des Christenthums; ihre Gründung schreibt man dem König Childebert zu und dieser für das kirchliche Interesse eifrige Fürst erhob das Gotteshaus in den Rang einer Kathedrale und dotirte ein Capitel, das aus einem Decan und zwölf Canonicern zusammengesetzt war. Ganz in der Nähe der Tuilerien und vis-à-vis dem Louvre gelegen, wurde sie später als Paroisse Royale angesehen und empfing in den glanzvollen Tagen Ludwigs XIV. häufig die pomphaften Aufzüge des Hofes, wenn es diesem Könige gefiel, dem Herrn der Welten die Cour zu machen.

Die damaligen in der Umgebung des Hofes lebenden Künstler wetteiferten untereinander, den Tempel in jeder Hinsicht auszuschnücken; doch ist ihr Verdienst weit geringer als die Schätzung ihrer Zeit und der Untergang der meisten in der Schreckensperiode der großen Revolution ist für die wahre Kunst kein großer Verlust. Der alles nivellirende Genius der Gleichheit, welcher, wie nach dem Throne der Könige, auch nach dem Throne Gottes seinen Arm ausreckte und die Religion als ächte Sansculottin an die Straßenecken consignirte, warf Putz und Schmuck aus den Kirchenpforten und schloß sie zu.

Auch diese Phase ging vorüber; als der Terrorismus verendet war zogen die Priester wieder ein und Meßglocke und Weihrauch übten ihr altes Recht. Die Restauration machte Saint-Germain von neuem zur Hofkirche, eine Gunst, die ihr jedoch nach dem Sturz der ältern Bourbons wieder genommen wurde. Von dieser Zeit an war ihre Priesterschaft dem Geiste der Julirevolution ein abgesagter Feind und sie benutzte jede Gelegenheit, diese Gesinnung mit Ostentation zu offenbaren.

Bei einem solchen Anlaß, bei der Feier des Todestags des gemordeten Herzogs von Berry, war es, als sie ihren Haß gegen die neuen Zustände so unverhohlen predigte, daß das gereizte Volk, von Indignation gegen die verwegenen Priester erfüllt, diese aus dem Tempel jagte und dann tobend über das Gebäude herfiel und es schleift hätte, wenn ihm nicht die königlichen Truppen zu Hülfe gekommen wären. Die Kirche wurde nun geschlossen und sie blieb es bis anfangs 1838, als sie die Regierung dem Cultus zurückgab.

Bei dieser Gelegenheit empfing sie im Innern eine sehr prächtige Ausschmückung, welche um so mehr gefiel, da sie im mittelalterlichen Geiste des Bauwerks vollständig wiederhergestellt wurde. Für die Architecten war die Kirche stets eine der anziehendsten Pariser Monumente. Ein Baumeister kann in ihr die Style von neun Jahrhunderten studieren, denn jede Restauration, jeder Anbau zeigt die künstlerische Eigenthümlichkeit der Zeit, in welcher sie entstanden. Die Kirche ist fünfschiffig und hat überdies viele Seitencapellen. Achtunddreißig Rundsäulen tragen die Deckengewölbe und das Innere macht eine großartige Wirkung. Am prächtigsten ist der Chor mit seinen kühnen, spitzbogigen Kreuzgewölben, er ist von dem Schiffe durch ein vergoldetes Eisengitter geschieden.

Diese Kirche steht aber auch noch auf einem andern Blatt als in dem Chronicon des Pariser Clerus und im Necrolog künstlerischer Celebritäten.

Ihr Name ist der Prolog zu jener Schauertragödie und in ihren geöffneten Pforten erblickt man die Thore des Abgrunds, aus dem einst die höllischen Geister stiegen, welche mit dämonischer Gewalt Frankreichs Volk zum Brudermorde trieben.

Am 24. August 1572 schlug der Glöckner von Saint-Germain l'Auxerrois an und die Bartholomäusnacht begann. Die Colignys fielen und nach ihnen gegen 700.000 Hugenotten, alle gemordet auf das Geheiß ihres Königs, der sie schützen sollte, alle gemordet auf den Rath der Priester des Herrn, welcher das Gesetz der Liebe und Duldung predigte in jedem Act seiner Schöpfung.

Dem Verfall des falschen Christenthums, das die Pfaffen gemacht, stemmt sich alle List vergeblich entgegen.

1838, August.

Man mußte die schönen Tage wirklich zusammennehmen, denn es regnete in diesem Sommer fast alle Tage und aus den Provinzen, sowie aus allen Gegenden Deutschlands und selbst aus ganz Europa kamen Nachrichten, daß, wenn der Regen nicht aufhöre, an eine Erndte heuer nicht zu denken sei.

An einem ausnahmsweise schönen Tage besuchten wir das Schloß Saint-Germain, das auf einer Felsterrasse des Seineufers herrlich gelegen ist. Es war der

Lieblingsaufenthalt der Orleans und steht jetzt leer, nur die Aussicht von der Terrasse ist reizend. Die Linie der Herzöge von Orleans aus dem Hause Bourbon hat den Gepriesensten des Geschlechts, König Heinrich IV., zum Stifter. Doch sein Geist ruht nicht auf ihr. Wenn auch einmal größeres Talent Einzelnen innewohnte, so wurde es nur zur Quelle des Unglücks für Frankreich; denn dann wurde stets von der herrschenden Linie der Bourbons mit teuflischem Eifer an der körperlichen und geistigen Entnervung solcher Familienglieder gearbeitet.

Man fürchtete einen Rivalen im nächsten Verwandten; also mußte er unschädlich gemacht werden. Schamlose Liederlichkeit und alle Laster, welche in ihrem Gefolge gehen, wurden so das Erbe der Orleans. Gleich der zweite dieser Herzöge, Johann Baptist Gaston, mußte, weil der königliche Bruder die raschen Fortschritte desselben merkte, in eine Umgebung gebracht werden, die ihn wieder verdarb. Sein Sohn Philipp I. ist der Gründer des Reichthums der Familie d'Orleans, aber er starb ebenso verachtet, als verächtlich. Dasselbe gilt von Philipp II., dem nachmaligen König Ludwig XV., der an einem Blutschlag in den Armen einer Hetäre verschied. Der vorletzte aus dem Hause Orleans war der bekannte Philipp Egalité, Vater Louis Philipps. Er war in der ersten Blüthe einer der schönsten und geistvollsten Jünglinge, aber noch hatte er das 18. Jahr nicht erreicht, so war sein Körper von ekelhaften Krankheiten zerfressen und sein Geist an das Gemeinste gewöhnt, er selbst ein Gegenstand des Abscheus und des Entsetzens. Des Hochverraths endlich an der Revolution schuldig, fiel sein sündenbeladenes Haupt unter dem Fallbeil, dem das Ungeheuer Tausende von Unschuldigen als Opfer geliefert hatte.

Nicht weit von Saint-Germain liegt Neuilly inmitten geschmackvoller Gartenanlagen, der Sommeraufenthalt Louis Philipps; der Ort, wo er die Plage und Qual des Herrscherthums zu vergessen trachtete unter seinen Blumen, mit seinen Büchern und Sammlungen, welche das Seltenste und Schönste in sich vereinigen sollten, die man aber nie zu sehen bekam.

Wer den König in diesem kleinen Schloß als Privatmann beobachten konnte, konnte ihn gewiß nur lieb gewinnen und ahnte in ihm nicht den Slaven schmutziger Habsucht, die auf dem Throne saß.

Der Weg nach Paris zurück geht durch die Champs-Élysées. Paris hat keinen Prater wie Wien und keinen Thiergarten wie die Königsstadt an der Spree; aber es hat seine Champs, weite Plätze, bepflanzt mit Alleén, die sich in verschiedenen Winkeln kreuzen und die an den Abenden der schönen Jahreszeit die Sammelplätze der Pariser Welt sind; dann leeren sich Häuser und Werkstätten und ihre Bewohner ziehen aus, um frische Luft zu schöpfen und im Schatten der Bäume dem Treiben zuzusehen. Die Zwischenräume sind den Restaurationen, den Buden für Seil- und Reitkünste, für Panoramen, Menagerien und Puppenspielen und hundert andern Dingen überlassen.

In alter Zeit war's eine Viehweide und erst Colbert ließ den Platz mit Bäumen bepflanzen, die zum Theil jetzt noch grünen. Auf der einen Seite werden sie von den Quais an der Seine, auf den übrigen von dem Garten des Palastes des Élysée, von der Place de la Concorde und von der prächtigen Chaussée d'Antin umrahmt. Von den freieren Punkten hat man die imposantesten Blicke auf die Place de la Concorde und den Tuileriengarten.



In den Champs-Élysées.

Vor den Pforten des Palastes selbst blieb ich stehen. Aus den hohen Spiegel-fenstern strahlte es wie Sonnenglanz und warf ein blendendes Licht auf die na-hen Häusergruppen. In den Tuileries war großes Fest. Es war ein kleiner Junge angekommen. Einhundertundein Kanonenschläge vom Hotel des Inva-lides hatten der Stadt das frohe Ereignis verkündigt. Der Sohn des Herzogs von Orleans wurde Comte de Paris genannt. Equipagen rasselten ohne Unterlaß

und beim Kerzenlicht schimmerte das Dienervolk in Gold und Silber. Das Wiehern der Rosse, das Rufen der Lakaien, die spähenden Polizeisergeanten und die summenden, auf und ab wogenden Volksmassen gaben der Sache Leben und Mannigfaltigkeit.

Als ich dieses glänzende Haus betrachtete, lag ein Band Weltgeschichte vor meinen Augen. Ich sah den wüsten Louis XIV. und seine Baumeister, wetteifernd zum Schmucke seines Hauses, sah dann einziehen die Pompadour mit ihren Priesterinnen der Schönheit und Sittenlosigkeit. Als die bodenlose Lüderlichkeit ausgespielt hatte, da hielt der Raub seinen Einzug. Der Finanzmann Beaujon speiste seine Gäste auf goldnen Tellern. Ihm folgte ein Oberpriester



Pavillon de Flore, Les Tuileries, Paris, mit Seinebrücke.

der Kirche, ein Prinz von Geblüt. Was damals in dem Palast geschah, bereitete in Frankreich den Boden für jene materialistische Lehre vor, daß der Himmel in den Sinnen läge. Ludwig XVI. bestieg den Thron und kurze Zeit darauf schleppte die Revolution ihn aufs Schafott. Der Palast wurde Eigenthum der Nation und Marat nahm Besitz davon. Später kamen die Männer des Schwerts und Napoleon zog ein mit Josephinen. Nach ihm kam die Restauration und sammelte nun das Königthum um sich und was die Revolution übrig gelassen hatte von den alten Adelsgeschlechtern. Das Jahr 1830 brachte die Julitage und der Thron der ältern Bourbons wurde vom entrüsteten Volk zerbrochen und mit dem Reiche ward auch der Palast dem schlaunen Louis Philipp gegeben.

Ergriffen von diesem Gedanken sah ich gen Himmel; noch glänzten die Sterne am Himmel und der volle Mond sah heiter heraus zwischen goldumsäumten Wolken, eiligst trat ich den Heimweg an.

1838, Juli.

Die Charlatanerie ist in Paris ein unentbehrlich Ding, sogar der Tod geht hier auf dem Kothurn und die Charlatanerie begleitet den Sterblichen treu bis an die Schwelle des Schattenreichs. Ein Leichenzug ist nach deutschen Alltagsbegriffen eine stille, ernste, fromme Feierlichkeit, in welchem die Verwandten, Freunde und Mitbürger einen Todten zur Ruhestätte begleiten. Man sucht bei uns dafür kein anderes Motiv als Liebe oder Achtung. Ein Leichenzug in Paris hingegen ist vor allem und wesentlich ein Schauspiel, um welches sich die Neugierde sammelt und durch welches die Überlebenden zu glänzen streben. Der Charakter der Trauer verschwindet. Pomp und Schein auf der einen, Vergnügen auf der andern Seite sind alles.

Am grellsten offenbart sich das bei den großen Leichenbegängnissen, die in einer Stadt wie Paris, wo alle Tage irgend ein durch seinen Reichthum, Rang oder Ruf bedeutender Mensch in's kleine Kämmerchen einzieht, so häufig vorkommen. Es ist ein Spectakelstück und es setzt die Bevölkerung ebenso leicht in Bewegung, wie eine Feuersbrunst oder eine Hinrichtung oder eine Illumination oder die feierliche Auffahrt des Königs. Die mit jeder Volksbewegung in Paris in Verbindung stehenden Vorsichtsmaasregeln der bewaffneten Macht und Polizei sind von einem solchen Leichenzuge unzertrennlich. Soldaten werden auf den Boulevards aufgestellt, Posten der Municipalgarde und der Polizei sammeln sich an den Straßenecken und den Plätzen, an welchen der Trauerzug entlang gehen soll.

Die Durchgänge werden geschlossen und wer passiren will wird zurück gewiesen; ja man kann hundert Schritte von seinem Hause sein, man passirt nicht. Das Volk sammelt sich, es drängt sich aus den umliegenden Straßen herbei und die Boulevards werden dicht mit Menschen gefüllt. Alt und Jung, alles kommt, fragt, bleibt stehen um zu sehen und zu hören. Man lärmt und schreit. Überall ist Tumult und Streit um die besten Plätze. Was giebts, ruft jeder Neuankommende? „Ein General wird begraben.“ Der Tag kann nichts Unterhaltenderes bringen, als solch' ein Begräbnis.

Die Stunde naht, wo der Zug vorübergehen soll. Die Fenster in den Straßen füllen sich; bis zum fünften und sechsten Stock reihen sich Kopf an Kopf, Hut

an Hut. Selbst an den Schornsteinen wird's lebendig. Nirgends in der unabsehbaren Menge ist ein Zeichen der Trauer. Überall Schäkern; man unterhält sich: voila tout. Polizeisoldaten ordnen die Menge zum Spalier. Ein Leichenwagen naht; eine Myrthenkrone liegt auf dem weißbekleideten Sarge, Blumenkränze sind an den Seiten befestigt. Eine Reihe weißgekleideter Mädchen mit langen Schleiern folgt dem einfachen Zuge. Man bringt die Hoffnung einer Mutter, ein junges Mädchen, zur Gruft. „C'est le heros en jupon!“ spottet aus der Menge einer und schallendes Gelächter rollt durch die dichtgedrängten Massen.

Eine Pause folgt. Ungeduld und getäuschte Erwartung bewegen von neuem die Massen. Da werden wieder Polizeisoldaten lebendig – „er kömmt, er kömmt!“ ertönt's und wie von einem Zauberstab berührt harret die Menge, von der schon viele sich entfernt haben. Diesmal ist's der rechte Leichenzug. Eine Kürassier-colonne eröffnet ihn, ihr folgen Linientruppen mit gesenkten, florumhüllten Gewehren, dann einige Offiziere mit schwarzen Degen, hierauf der sechsspännige, schwarzbehängte, hochgerüstete Triumphwagen des dahingeschiedenen alten Generals Lobau, auf dem sich Luxus und Pomp heute in Trauerinsignien zur Schau stellen. Auf der Vorderseite des Wagens ist eine Trophäe aufgerichtet. Vier Helme von Silber senden von den vier Ecken des Sarges wallende Reiterfedern herab. Auf dem Deckel liegen die Zeichen des Ranges des Verstorbenen. Diener tragen auf Sammetkissen die Decorationen, welche der Verstorbene hatte; sein Leibroß figurirt hinter dem Sarge. Generäle in großem Kostüm halten die Zipfel des Sargtuches. Offiziere und Beamte folgen dem Wagen und eine Abtheilung Liniensoldaten beschließt den Zug.



Französische Kürassiere.

Der Pariser hält aus, bis der Letzte der Cavalcade an ihm vorüberschreitet. Dann trennen sich die Massen im Nu und der Pariser ruft ein banales: „c'est fini!“ - das Übrige bleibt den Steinmetzen und Bildhauern überlassen, welche die Thaten des Verstorbenen einem Monumente einmeißeln.



Ein französischer Infanterist.

Die Masse von Denkmälern von berühmten und großen Männern in diesem Friedhof ist enorm. Der Père-Lachaise ist ein Register der ganzen neueren Geschichte:³ ihre Stromkarte in allen ihren Wendungen und Stürzen liegt ausgebreitet vor dem betrachtenden Auge.

Wandelt man zwischen diesen Gräbern, so möchte man mit dem Grubenlicht hinabsteigen in die engen Wohnungen und die großen Gestalten heraufbeschwören an das Licht des Tages - ich meine jene Gestalten, die stolz ihre Häupter in den Geisterhimmel erhoben und die in Staat und Wissenschaft die Vernunft zuerst in ihre Würde eingesetzt, jene starken Seelen, welche schaffend und gestaltend nach einem Typus von Gott selbst berufen schienen, Völker zu lenken und den Entwicklungsgang der Menschheit zu beschleunigen.

³ Dieses im Originaltext fehlende Wort „Geschichte“ nebst Doppelpunkt findet sich in: Meyer's Universum ... Neunter Band, Hildburghausen/Amsterdam/Philadelphia 1842, S. 109. Dortige Textpassagen stimmen mit solchen im Originaltext völlig überein. Dasselbe Phänomen konnte rein zufällig auch noch an weiteren Stellen im Manuskript hinsichtlich anderer Druckwerke festgestellt werden. Offensichtlich hat Hübner nicht selten bestimmte Passagen veröffentlichter Texte ohne Quellenangabe übernommen. Diese Quellennutzung bewirkte vermutlich das Auftreten von eher gewöhnlichen Formulierungen neben bildhaft, gehoben oder ‚geschraubt‘ wirkenden Formulierungen.

Die leuchtenden Namen der französischen Nation findet man im Père-Lachaise wieder. Während das Auge sie auf den Monumenten entziffert, steigen sie vor der Seele wie riesige Schatten auf und was sie gethan und gestrebt, das zieht lebendig durch die Erinnerung.



Im Pariser Friedhof Père-Lachaise.

Freilich decken nicht alle Mausoleen ausgezeichnete Menschen und gar viele sind nur Mumiendecken der Eitelkeit, des Irrthums oder des Verbrechens. Sinnlich und schicklich haben sich in diesem nicht eben weiten Todtenparke die Gestirne je nach ihrer Art zusammengeordnet. Die großen Männer der Wissenschaft, der Kunst und des Staates; die Helden der Schlachten, der Republik und des Kaiserreichs; die Gesetzgeber und jene, welche der Freiheit Acker rodeten und die Hoheit des Bürgers aus dem Keime geweckt, sind hier geselliger zu einander getreten als im Leben.

Der Kirchhof Père-Lachaise ist am Ostende von Paris, nicht weit von der Barrière d'Aulnay, und eine passendere Lage hätte man nicht wählen können. Sie nimmt einen etwa hundert Morgen großen, hohen Hügel ein, der trocken und

nach allen Seiten frei ist. Auf seinem Gipfel stand ehemals ein Kloster. Die Unregelmäßigkeit des Terrains begünstigt eine malerische Anpflanzung; Haine von Cypressen und Trauerweiden wechseln mit Bosquets von blühenden Sträuchern und immergrünen Gewächsen auf samtem Rasenteppich ab. Die höchsten Punkte mit reizenden Aussichten über Paris, Vincennes, Meudon und Montreuil und hundert andere Orte an den Ufern der Seine und der Marne sind vorzugsweise den Mausoleen des Ruhmes und des Reichthums vorbehalten. An allen diesen Punkten ragen Obelisk, Pyramiden, Tempel und Grabmäler aller Formen. Diese Höhen sind dem Mittelstande durchaus unzugänglich, denn der Grund und Boden daselbst ist der theuerste auf der ganzen Erde und der Raum eines gewöhnlichen Grabes kostet über tausend Franken.

Die Eingangspforten des Todes – gewaltige eiserne Gitterthore, zu deren Seiten die Leichenhallen mit den Wohnungen der Wächter und der übrigen höheren Beamten sich befinden – sind von Mitternacht bis zum Abend offen und wer an dieser Pforte weilt, sieht, daß der Tod niemals rastet. Während epidemische Krankheiten herrschen, folgen sich öfters tagelang die Trauerzüge auf dem Fuße und als die Cholera vor einigen Jahren die Pariser decimirte, zogen die Todten in zwei- bis dreifachen Reihen durch die weiten Thore in ihr Reich. Dem Eingang gerade gegenüber steht die schöne Kirche, an welcher zunächst das Grabmal des Abelard und seiner Heloise fesselt. Es ist von einer kleinen, gothischen Kapelle eingeschlossen und wurde bei der Errichtung des Kirchhofs aus der alten Abtei Saint-Marcel hierher versetzt. Leider beging man bei diesem Anlaß die Roheit, die Gebeine beider Liebenden, die bisher ein Sarg eingeschlossen hatte, zu sondern und in zwei verschiedene Säрге nebeneinander zu betten.

Zunächst diesem prächtigen Denkmal der romantischen Vorzeit erheben sich die Steine und Denkmäler der verschiedenen Größen der Wissenschaft. Etwas entfernter schläft ein Opfer der Kabale, der Held Ney, welchen in hundert Schlachten der Tod schonte, aber die Kugeln gemeiner Rachsucht fällten. Noch weiter hin ragt das Monument von Beaumarchais, des witzigen Verfassers des Figaro. Weiterhin zur Linken krönt eine Mausoleengruppe einen Hügel, er ist den Fürsten der Schlachten geweiht, welche den corsischen Eroberer auf seinen Weltzügen begleiteten: Masséna, Lefebvre und (Louis-Nicolas) Davoust. Näher ihnen schlummert der größte Mimiker der Neuzeit, Talma und auf dem

erhabensten Punkte der Necropolis gruppiren sich die Grabmäler von Lafayette, Benjamin Constant und Börne und nahe ihnen folgen zwei Denksteine mit unsterblichen Namen: Molière und Lafontaine.

Im nördlichen Theil des Friedhofs hat der Tod die werthloseste Erndte aufgespeichert. Er ist angefüllt mit Denkmälern von Menschen ohne That, aber mit langen Namen und die Kunst der Wappenbildnerei war hier sehr fleißig. Er ist das aristocratische Viertel der Todtenstadt, das Stickmuster von farbigen Feldern mit Klauen- und Schnabelthieren aller Art in Bronze und Marmor. Nur ein großer Mann hat hier sein Grab, der menschliche Sieger (Jean Andoche) Junot. Nicht weit von ihm deckt ein Marmorsarcophag ein gebrochenes Herz, die Gattin des Fürsten Demidoff und der colossale Reichthum desselben drückt auf das zarte Wesen mit überschwenglicher Marmorlast. Sie starb in der Blüthe des Lebens.

Doch wie oft liegen Traualtar und Grabhügel nebeneinander; wie oft hat hier Hymnus Fackel als Trauerkerze geleuchtet, wie oft gingen hinter diesen Todtenhügeln den verwaisten Eltern ihre ermatteten Ideale zum zweiten Male in den davon ziehenden Söhnen und Töchtern unter? Wie viele Hoffungsfrühlinge sind hier verschwunden und wie viele Thränen tränkten diese kleine Spanne Erde!

*Doch schweig du, oh Thräne, die in Wehmuth Trost weint,
Mach' das Herz nicht weich, fließe nicht mehr!
Ist am Ziel denn nicht Vollendung?
Folgt der Grabesnacht nicht junger Morgen?*

1838, August.

Ich hatte bei Meister Dorn einen jungen Schlosser namens Conrad aus Oschatz kennen gelernt, welcher die einzige Tochter eines wohlhabenden Mühlenbesitzers heirathen wollte und zu dessen Hochzeit alle Landsleute aus Sachsen eingeladen wurden. Die Schwiegereltern jenes jungen Mannes wohnten in dem Dorfe Arcueil südwestlich von Paris und ohngefähr zwei Stunden davon entfernt. Für mich war eine derartige Feier insofern intressant, als der eine Theil der katholischen und der andere Theil der protestantischen Kirche angehörte. Die kirchliche Trauung fand daher zuerst in der protestantischen Kirche statt und dann fuhr die Hochzeitsgesellschaft in mehreren großen Omnibus hinaus nach Arcueil, wo der Maire die Civil-Trauung vollzog.



Bei einer deutsch-französischen Hochzeit auf dem Lande bei Paris.

In früheren Zeiten wurde eine solche Ehe für unerlaubt, ja für sündlich gehalten, aber die Schwiegereltern waren aufgeklärte Leute und gaben ihre Tochter gern einem jungen Manne, den sie in Betreff seiner Thätigkeit und Rechtlichkeit kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten und von dem sie überzeugt waren, daß er es redlich mit ihrer Tochter meine.

Wer seinen Geist in das Gebiet der christlichen Freiheit herübergerettet, ausgehend von der Überzeugung, daß auch der Katholizismus, der ja Christenthum sein soll, für den letzten Grund doch in der That nur die echte Lehre von Jesus, als eine göttliche, der menschlichen Willkür nicht unterworfen erkennen kann, der vermag nicht alles als für jeden Katholiken ewig unnütz und fruchtlos zu denken.

Das Streben dieser Biederleute war fortwährend unablässig dahin gerichtet, sich von dem Gewinn solcher fortschrittlicher Ansichten wenigstens soviel anzueignen, als nur immer entgegenstehenden menschlichen Geboten und Einrichtungen zu opfern nicht absolute Nothwendigkeit vorliege.

Bei solchem Streben kann das wahrhaft Gültigbleibende von dem Unterschiede zwischen beiden christlichen Hauptbekenntnissen nur noch in den Formen gefunden werden, welche gleiche Ansicht in allen Hauptfragen des gemeinschaftlichen Christenthums nicht hindern. Wer die Vorzüge seiner eigenen Kirche zu würdigen versteht, ist nicht weniger gerecht gegen die, andern Kirchen gelungenen Verbesserungen und es konnte jenen Biederleuten schon deswegen nicht einfallen, die mittelalterlichen Vorstellungen über Ketzerei auf ihren protestantischen Schwiegersohn anzuwenden.

Der Nachmittag und Abend wurde mit Quadrilletanzen auf dem Erdboden im Garten hingbracht und am andern Morgen kehrte ich auf einem reizenden Fußweg und über lachende Wiesenflächen in zwei Stunden nach Paris zurück, wobei ich Gelegenheit hatte, die Arbeiter in der Zeit der Erndte zu sehen.



Ein Fußweg auf dem Lande bei Paris.

1838, August.

In Paris war eine Ausstellung von landwirthschaftlichen Gegenständen und Maschinen eröffnet worden und waren mehrere Bekannte, Herr Professor Rühlmann von der Königlichen Gewerbeschule in Chemnitz und Herr Mühlenbesitzer Friedrich Schade aus Chemnitz herbei gekommen.

Wie jede Ausstellung, so hatte auch diese ihre eigenthümliche Vorgeschichte.



Ein französischer Landarbeiter bei der Getreideernte.

Der Gedanke, in Paris eine größere Landwirtschaftsausstellung zu halten, war schon längere Zeit in den Kreisen der landwirthschaftlichen Vereine angeregt und besprochen worden. Die Lage der Stadt schien dazu wohl geeignet, denn gerade in der ganzen Umgebung ist der Landwirthschaftsbetrieb eines der wichtigsten Gewerbe und die projectirte Ausstellung versprach um so mehr ein bedeutendes Förderungsmittel landwirthschaftlicher Zwecke zu werden, als in der ganzen Gegend westlich und östlich der Seine Unternehmungen dieser Art noch neu waren. Der Fortschritt im Eisenbahnbau im Norden der Stadt hatte gerade in der letzten Zeit die für solche Ausstellungen nöthigen Verbindungen geschaffen, als deren wichtigstes Glied die vor einem Jahr eröffnete Bahn nach Saint-Germain bezeichnet werden muß.

Den äußern Anlaß zu dieser Ausstellung bot die in dieses Jahr fallende fünf- undzwanzigjährige Jubelfeier des landwirthschaftlichen Vereins für das Gebiet um Paris, dessen Vorsitzender der Duc d'Orleans war. Ursprünglich nur für die Zwecke der alljährlich abzuhaltenden Thierschau gegründet, hatte dieser Verein in den letzten Jahren ein regeres Leben entwickelt. Fachmänner aus den verschiedensten Theilen des Landes hatten, der Einladung des Vorstandes bereitwillig folgend, über wichtige landwirthschaftliche Themata in den Hauptversammlungen des Vereins belehrende Vorträge gehalten und Berichte erstattet über die Fortschritte auf den verschiedenen Gebieten des Ackerbaues und der Viehzucht. Auch unter den Mitgliedern des Vereins selbst hatte sich mancher Strebsame oft hervorgethan und bewährt.

Die Kammer für Landwirthschaft, die staatliche Behörde für die Pflege derselben, wurde namentlich vom Herzog d'Orleans neu organisirt und an die Spitze derselben trat als Präses ein praktizierender Landwirth. In den ersten Vorberathungen neigte man sich anfänglich der Beschränkung der Ausstellung auf Nordfrankreich, später auf Südfrankreich zu. Allein bei den weiteren Besprechungen, welche mit Männern aus andern Berufskreisen stattfanden, gelangte man zu der Überzeugung, daß es wünschenswerth sei, jede Beschränkung in der Beschickung der Ausstellung fallen zu lassen. Im April 1837 bildete sich das Ausstellungs-Comité mit dem Duc d'Orleans an der Spitze und ein Aufruf ward erlassen, welcher Zeit, Ort und Grundzüge der Organisation feststellte. Hervorragende Männer traten an die Spitze der Sectionen und seit jener Zeit ist nun rastlos gearbeitet worden, um eine Ausstellung in's Leben zu rufen, welche sowohl durch Reichthum und Vielseitigkeit der ausgestellten Gegenstände das Interesse des großen Publicums fesseln, wie dem Fachmann selbst Belehrung und Nutzen schaffen, somit der Landwirthschaft wahrhaft zur Förderung gereichen soll. Der Platz der Ausstellung waren die untern Räume im Parterre der Tuileriensäule, welche an der Seite der Seine liegen.

Wir beginnen unsern flüchtigen Rundgang in der Productenausstellung, und zwar im linken Flügel. Flaggen und grüne Festons schmücken diese Hallen. Die wichtigsten Handelsartikel an Tabak, Rinden, Früchten und Mineralien finden wir in allen Arten und Varietäten in Kästen zur Schau ausgestellt. Etwas weiter nach der Mitte zu sind schöne Proben des Seidenbaues und der Seidenindustrie, die alle bei unserer weiteren Wanderung zu großer Bewunderung fesseln mußte. Die Seidengazefabrik von Adorne in Lyon, in Frankreich die erste dieser Art, hat ihre für die ebenfalls bedeutende Mehlfabrikation wichtigen Fabrikate in einem besondern Schranke ausgestellt.

Die nächste Halle, welcher wir unsere Aufmerksamkeit gleichfalls im Fluge zuwenden, ist die Abtheilung von Maschinen und Geräthen. Fachmänner fanden sie nicht bloß an Zahl von Gegenständen, sondern vor allem auch qualitativ reich und vielseitig. Die Zahl der Ackergeräthe, Mühlräder und Mühlsteine war Legion. Die Abtheilung Geflügel dürfte ein Lieblingsbesuchsort namentlich auch der Damen sein. Hühner, Fasanen, Wildhühner aller Art waren in einem besondern Platze ausgestellt und so bot die Ausstellung allen, namentlich den

auswärtigen Gästen und den vielen Landleuten aus der Umgebung einen großen, belehrenden Gewinn, der ihnen für das ganze Leben werth und theuer bleiben wird.



Landleute aus der Umgebung von Paris.

1838, August.

Paris und namentlich die Umgegend von der Stadt auf der linken Seite der Seine ist berühmt wegen der Steinbrüche, aus denen die in aller Welt bekannten Mühlsteine gefertigt werden. Die Qualität ist von der Art, daß die Körner nicht zermalmt, sondern bloß gequetscht werden. Aus diesem Grunde war auch der Mühlenbesitzer Schade nach Paris gekommen, um diese Steine selbst zu sehen. In der Mühle von Saint-Maur an der Marne gingen sechs Mühlsteine nebeneinander und dies war noch zweimal, so daß achtzehn Mühlsteine einen ganz kleinen Raum einnahmen.

Diese verschiedenen Steinbrüche sind mittelst Gängen untereinander verbunden und sind dadurch die Katacomben entstanden. Der Eingang derselben ist in einer kleinen Wohnung in der Vorstadt des Quartier Latin. Sie sind gegenwärtig der Aufbewahrungsort der Scelette von gegen 40.000 Todten. Ihre ursprüngliche Bestimmung ist uns bekannt, zu was sie hingegen später gedient haben und was sie heut zu Tage sind, nicht minder:

Unschätzbare Andenken und unerschöpfte Vorrathskammern der christlichen Glaubenshelden. Durch einen besonderen Erlaubnisschein, den uns Freund

Dorn verschafft hatte, konnten wir diese unterirdischen Leichenkammern sehen. Über gut erhaltene Stufen tritt man in einen engen Stollen, der in dem festen Granit, aus dem der ganze Boden dort besteht, gegraben ist. Wir waren zu dreien. Jeder hatte ein Wachskerzchen in der Hand. Zu beiden Seiten der Stollen, die meistens so schmal sind, daß zwei Personen sehr schwer nebeneinander gehen können, sind kleine Reihen von Nischen in die Wände gehauen. In dieselben wurden die Leichname in stehender Stellung ohne weitere Einsargung gestellt und die Öffnung der Nische entweder vermauert oder mit einer Steinplatte zugeschlossen oder auch manchmal ganz offen gelassen. Diese Stollen verzweigen sich vielfältig, bald gehen sie aufwärts bald abwärts; oder es sind einige Stufen zu machen und man verläßt ein Stockwerk, um in ein tieferes zu steigen.

Bald hatten wir jede Ahnung der Richtung unseres Weges verloren, nur das Gewirre der engen Gänge zwischen den unzähligen Sceletten vor uns. Wenn den Führer ein plötzlicher Tod träfe, schien auch uns die Gefahr des Todes, aber eines qualvollen, sehr nahe zu sein. Nur ganz erfahrene Leute können es wagen, ohne Gefahr sich in die Labyrinth dieser ungeheuren, unterirdischen Gräberstätten zu vertiefen. Deswegen braucht man auch den Eingang nicht so sorgsam zu verschließen, denn wer nicht hineingehört, wagt sich auch nicht hinein.

Nicht selten erweitert sich der Stollen zu einer kleinen Kapelle, die kaum ein Stockwerk hoch ist. Die Gruftkirchen unter den Hochaltären vieler unsrer Kirchen in Prag, Görlitz usw. sind jedenfalls nach dem Vorbilde der Kapellen in den Catacomben erbaut.

Die Decken und Wände dieser Kapellen sind ohne alle Verzierungen und ohne allen künstlerischen Schmuck. Bei der Betrachtung aller dieser fremdartigen Gegenstände, bei dem Auf- und Absteigen in den unzähligen Gängen waren unvermerkt einige Stunden verflossen. Als wir endlich wieder das Freie betreten war es Abend geworden. Wir eilten nach Hause, gehoben von dem Anblick der unschönen Überreste im unterirdischen Paris.

Der 15. August 1838

war großer Festtag für ganz Paris. Am Tage großes Fischerstechen auf der Seine und große Parade der sämmtlichen, in und um Paris liegenden Truppen,

sowie der Nationalgarden. Abends prachtvolles Feuerwerk, „den Vesuv“ vorstellend und zuletzt tausend Raketen auf einmal in die Luft steigend, was, in Verbindung mit dem unaufhörlichen Kanonendonner vom Marsfelde her, einen großartigen Eindruck hervorbrachte.

Meudon.

1838, Ende August.

An einem herrlichen Nachmittag fuhr ich mit Meister Dorn, der Freund Schade ein paar neue Hosen gefertigt und selbsteigen überbracht hatte, auf dem Dampfschiff hinab bis nach Meudon. Die Hosen konnten nicht mit Elefantenzwirn genäht sein, wie Dorn versicherte, denn zwei Knöpfe rissen während der Fahrt ab.

Am linken Ufer der Seine, zwei Stunden von Paris auf einem herrlichen Weinbergshügel, liegt Meudon, jetzt eine arme, verlassene Waise. Erst wenn die Eisenbahn nach Paris und Versailles fertig werden wird, dürfte ihr Verfall eine Grenze finden. Die Terrasse liegt hoch über der Seine und gewährt einen wundervollen Anblick. Man übersieht die mit uralten Hainbuchen am Flusse bepflanzten Wege, an welchen hie und da ein Landhaus oder eine Kirche sich bemerklich macht. Das Schloß selbst rechtfertigt die Vorstellungen nicht, die man gewöhnlich mitbringt. Man denkt sich einen ungeheuren Palast und findet ein steinernes, dreistöckiges Haus, das weder durch Bauart, noch durch Größe imponiren kann. Das Schloßgebäude ist von einem nicht allzu großen Park umgeben und die strenge Regelmäßigkeit des Styls in der Anordnung bringt die Anlage mit dem Palast in vortrefflichsten Einklang.

Die feierliche Grabesstille, welche an gewöhnlichen Tagen auf der Terrasse und in dem dann menschenleeren Park herrscht, erhöht nicht wenig die Größe des Eindrucks. Reich und geschmackvoll vertheilte Gruppen prächtiger Marmorstatuen, welche sich in blendender Weise aus dem dunkeln Waldesdickicht hervorheben, geben dem Ganzen ein nobles Ansehen. Wer dann an einem Sonntag hierher kommt, dem wird das Schloß und seine Umgebung in ganz veränderter Gestalt erscheinen. Das sind dann wahre Volksfeste und ein Volk versammelt sich dann wirklich in diesem, sonst so menschenleeren Garten. An einem solchen Tage führen die Dampfschiffe über zehntausend Personen her und die ganze, zwei Stunden lange Straße von Paris ist mit Fuhrwerken aller

Art bedeckt; nicht zehnhundert, sondern zehntausend. Dazu kommen die Fußgänger und so beleben sich Park und Terrasse plötzlich mit einem Menschenstrom, der alles mit sich fortzieht, was sich ihm naht.

In der Nähe des Schlosses haben sich eine Masse Bewohner von Paris wegen der herrlichen, gesunden Luft, die da oben herrscht, angesiedelt und den ganzen Wege lang von Sèvres bis Meudon wohnen einfache, gutmüthige Weingrundstücksbesitzer, bei denen wir für wenige Sous einen Haufen köstlicher Weintrauben erhielten.



Landleute aus der Umgebung von Paris.

Montmorency.

1838, September.

Der kleine Ort Montmorency liegt drei Stunden von Paris, in der Nähe befindet sich der Lac oder vielmehr der Deich d'Enghien. Die Heldensage des Mittelalters weht um diese Namen und unwillkürlich denkt man an Turnier und Königshof, an Ritter auf reichgeschmückten Rossen und an schöne Frauen in

Sammt und Seide. Das ist jetzt anders. Das Schloß von Montmorency ist von dem Boden verschwunden mitsammt dem Geschlecht, dem es den Namen gab, und wo nie ein Bürgerlicher hingekommen, da wandelt jetzt das muntere Volk der Arbeiter, mit den ersparten Franken der Woche in der Tasche und schaut spottend auf die alten Wappen der Herzöge.

Die finstern Geister des Faustrechts sind vorüber und eingezogen sind die Genien des Scherzes. Tanz und Spiel flattern um das liebliche Örtchen mit seinen prächtigen Anlagen, seitdem es zu einem Ziele der Sonntagsausflüge der Pariser geworden ist. Diese suchen hier nichts als das Vergnügen und an einem hellen Sommertage ist das ganze Thal aufgeputzt wie zu einem Feste. Überall ist Glanz und Freude. Musik an hundert Orten, Tanz unter Zelten und im Freien. Weder Rang noch Vermögen noch Stand oder Bildung scheiden die fröhlichen Menschen. Gleichheit ist das Gesetz für alle und alle folgen nur einer Herrin, der Freude. Sie thuen wohl daran! Hat doch das karge, einförmige Leben der großen Mehrzahl des Volkes kaum eine andere Freude, als diese Sonntagsträume, welche eine Erde voller Arbeit auf ein Paar Stunden zum Eden macht! An den seeligen Minuten, die sie spenden, muß die Erinnerung manchmal ein Leben lang nagen und die paar Tropfen müssen ein ganzes Wermuthsdasein versüßen.

Aber nicht die Sylphiden⁴ des Vergnügens allein machen Montmorency intressant und fashionable – eine tiefere Theilnahme ist ihm gegeben durch einen Namen, in welchem der Geist der Liebe durch die ganze Menschheit weht. Was ist der verblichene Glanz des Herzoggeschlechts gegen den Sternenglanz, der in der Tiefe des Himmels den Namen „Rousseau“ trägt?

Rousseau wußte von keinem Gut der Welt und war doch ein Krösus an unvergänglichen Schätzen. Kein Pracht Denkmal drückt seine Asche, wie die jener Herzöge, aber wo endigt sein Wirken, wo hört sein Leben auf? Wieviel Erzieher, Gesetzgeber und Staatsleute sind in diesem einzigen Manne geboren und wie viele werden noch geboren werden? Vor siebzig Jahren war das Thal noch unberührt von der Pariser Welt. Das Reh rauschte noch in dem Laub des Waldes und auf der ganzen Besizung waren wenige Wohnungen. Rousseau kam auf seinen Wanderungen zufällig dahin und gewann das friedliche Stückchen Erde

⁴ Nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung für zarte, anmutige Mädchen.

so lieb, daß er sich ein Häuschen miethete, das als Eremitage Rousseaus bekannt wurde und mit Sorgfalt erhalten wird. Dort sind noch die herrlichen Kastanienbäume, unter dessen Schatten er weilte, dort ist noch sein trautes Stübchen und der kleine Tisch, an dem er die Heloise gedichtet. Da steht noch das Bett, in dem er ausgeruht von seinem Wachen. Oh, heiliges Thal von Montmorency, kein Pfad, an dem er nicht gegangen, der helle See, der dunkle Wald, alles hat er begrüßt.

1838, September.

Herr Professor (Moritz) Rühlmann kam mit seiner Frau, welche ebenfalls aus Chemnitz war, nach Paris, um ein Werk über die Mühlsteine herauszugeben, ebenso traf später der alte (Carl Friedrich) Dörstling mit seinem Sohn Theodor hier ein und wir waren zu einer Zeit dreizehn Chemnitzer auf einmal beisammen. Das Wetter wollte sich nicht ändern und von allen Seiten und in allen Zeitungen waren höchst ungünstige Nachrichten über den Mißwuchs ausgestreut, sodaß man froh war, wenn man zu Hause bleiben konnte.

1838, Dezember.



Ein Verkehrsunfall mit einer Kutsche der Messagerie Française.

Erst im Monat Dezember fing ein beständigeres Wetter an und als ich meiner Wirthin, mit der ich die Wohnung in der Rue du Bac verlassen hatte, hiervon in Kenntnis setzte, daß ich gegen Weihnachten meine Reise nach Italien antreten werde, war sie anfangs untröstlich und wollte es nicht glauben. Ich ließ mich aber von derselben und ihrer angeblichen tiefen Betrübniß über mein Fortgehen nicht abhalten und nachdem ich meine Geldangelegenheiten geordnet hatte, schnürte ich mein Ränzchen, packte meine Koffer und verließ eines schönen Morgens das liebe Paris, wo ich so viele vergnügte Stunden bei der Familie Dorn und im engen Kreise bei meiner Wirthin Madame Robert verlebt

hatte, mit der Messagerie Française über die Ardennen nach Chalon sur Saône nach Lyon, wo ich nach drei Tagen endlich glücklich und mit erfrornen Gliedern ankam und dort den alten Freund Schimpf aus Penig wieder antraf.

Lyon.

In einem von Anhöhen gegen Norden eingeschlossnen, fruchtbaren (Thale⁵), zum Theil auf jenen Anhöhen selbst, inmitten eines breiten, dichten Kranzes von Gärten und anmuthigen Landhäusern und unfern der Vereinigung zweier großer, schiffbarer Flüsse, der Saône und der Rhône, liegt Lyon, die zweite Stadt Frankreichs. Eine weite, fruchtbare Ebene dehnt sich hinter ihr aus, von



Lyon.

hohen Alleen mit italienischen Pappeln durchschnitten, mit Feldern und Wiesen bedeckt. Mit Vergnügen weilt das Auge auf der langen Reihe prächtiger Häuser, die den Rhônequai bekränzen.

Ich fand Lyon schöner, als ich erwartet hatte. Die hohen Gebäude, die langen, belebten Straßen, die regelmäßigen Plätze, die breiten Quais an der Rhône und Saône entlang, diese beiden stattlichen Flüsse selbst, welche die Stadttheile durchfließen, theils umströmen und die Menge der Brücken, welche die verschiedenen Viertel verbinden, geben ein imponirendes Bild von Reichthum und Größe. Sehr schön ist der Platz des Terraux, wo das Rathhaus steht, das sich

⁵ Dieses im Originaltext fehlende Wort nebst Komma findet sich in: Meyer's Universum ... Sechster Band, Hildburghausen/Amsterdam/Philadelphia 1839, S. 89.

durch geschmackvolle Bauart und eine schöne Façade ausgezeichnet. Von den höhern Stadttheilen schweift der Blick weit über das breite Thal und bis zum Jura hin; bei klarem Himmel sieht man die weiße Kette der Alpen, scheinbar mehr dem Himmel angehörend als der Erde, am fernen Horizont glänzen.

Lyon ist das alte Lugdunum der Römer und eine Menge Monumente erinnern an das classische Alterthum. Fast alle Gebäude sind massiv und manchmal sechs bis sieben Stockwerke hoch und stehen in engen, immer schmutzigen Straßen dicht beieinander. Desto schöner sind die neueren Stadttheile mit breiten, schnurgeraden Straßen und regelmäßigen Plätzen. Acht Brücken führen über die Saône, welche Lyon durchströmt und in zwei ungleiche Teile scheidet. Eine Gemäldegalerie, ein Museum für Alterthümer und ein großer Botanischer Garten gehören zu den Jedermann zugänglichen Mitteln, sich zu unterrichten und eine Menge höhere Lehranstalten befördern die allgemeine Bildung. Die Stadt war vermöge ihrer Lage am Vereinigungspunkte zweier großer Wasserstraßen zu allen Zeiten ein wichtiger Handelsort. Doch die Hauptstütze seiner Größe und seines Reichthums hat es immer in seiner Seidenmanufactur gefunden, deren größerer oder minderer Flor auch den der Stadt bedingte.

Ihre beste Zeit fällt in das Ende der Regierungsperiode Ludwigs XIV., dessen Prachtliebe in der ganzen übrigen Welt übertriebenen Luxus verbreitete, wodurch der Verbrauch der Seidenstoffe in's Unglaubliche sich steigerte.

Damals waren gegen dreißigtausend Seidenwebstühle im Gange, aber auf dieser Höhe erhielt es sich nicht. Die Mauthlinien, mit welchen in neuerer Zeit, nach dem Sturze Napoleons, die Nachbarstaaten Frankreich umgürteten, beschränkten den Markt für seine Erzeugnisse gar sehr. An den überseeischen Plätzen aber fanden sie an englischen und deutschen Seidenfabrikaten bedeutende Concurrenten und der dortige Absatz konnte den Ausfall in den europäischen nicht ersetzen. Das Bestreben der Fabrikanten, trotz der hohen Einfuhrzölle, sich auf dem europäischen Continent den Markt zu erhalten, brachte es mit sich, sie darauf denken zu lassen, die Fabrikationskosten zu mindern und dies mußte wiederum zu einer fortschreitenden Herabsetzung des Lohnes der Arbeiter führen.

Aus einem solchen Verhältnis werden sich überall, wo die Industrie große Menschenmassen beschäftigt, die größten Gefahren eröffnen und es wird die

Grundursache jener Arbeiteraufstände, die in den letzten Jahren so häufig geworden sind; daher sind die Fabrikherrn gleichsam in die Rolle der Barone des Mittelalters getreten. Sie brauchen nur ihre Werkstätten zu schließen und eine Armee von Armen ist brodlos und Jedem zu folgen bereit, welcher sie führen will.

Je colossaler sich die Industrie ausbildet, je schneller und gewaltiger sie alle Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Handwerkers zerstört, je mehr muß sich das Helotenthum⁶ steigern, desto häufiger wird es eine Stockung außer Brod setzen und desto nöthiger wird der festgegliederte Widerstand derer, welche etwas besitzen, wider die werden, welche nichts haben und nach allem gelüsten!

Bedenkt man, daß die Mehrzahl dieser Arbeiter gedient hat und fertig mit den Waffen umgehen kann und daß nirgends in der Welt so sehr als in den großen Industriestädten durch den Unflath einer sittenlosen Unterhaltungsliteratur das Gift der Demoralisation, des Atheismus und der Mißachtung von Tugend und Recht die untersten Klassen angesteckt und durchdrungen hat, so wird man die Größe der Gefahren, welche auch uns bevorstehen, recht leicht ermessen.

Ich war im Hotel „des Celestins“ eingekehrt, das mir empfohlen worden war, der Recommandation aber sehr übel entsprach. Es ist überhaupt ein wahrhaft elendes Wesen mit dem größten Theil der Wirthshäuser in Frankreich. Gewöhnlich sind sie nichts anderes als „Hotels Garnis“, wo man für hohe Preise sehr mittelmäßige Stuben und Betten erhält, für alles Übrige aber selbst sorgen muß. Will man frühstücken, so muß man in ein Café gehn, wünscht man zu essen, so muß man einen Traiteur aufsuchen. Hat man das oder jenes nöthig, so muß man selbst darnach gehen. Im Hotel rührt sich keine Seele, sobald die Betten gemacht sind.

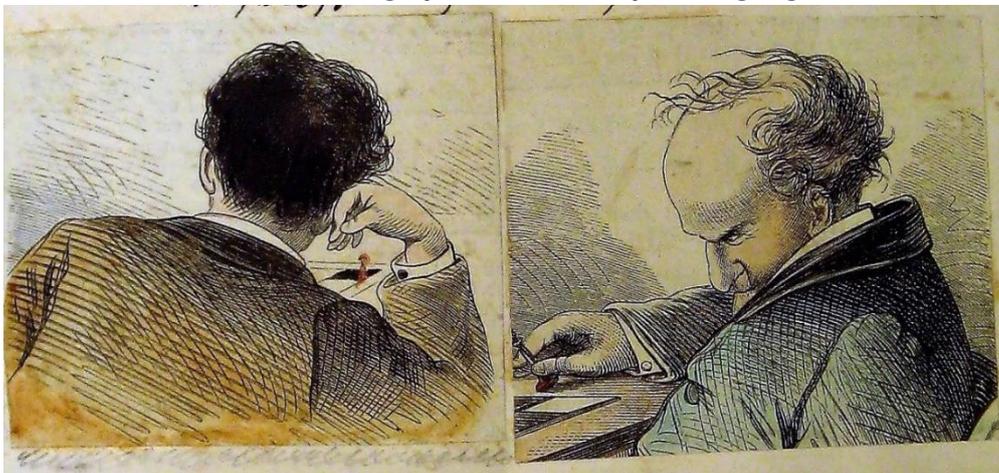
⁶ Wikipedia: Heloten nannte man im Altertum die Angehörigen einer sozialen Schicht im Gebiet von Sparta, die zwar im Staat sesshaft, aber keine Bürger waren. Sie wurden als zahlenmäßig größte Bevölkerungsgruppe der „öffentlichen Sklaven“ angesehen.

Von Lyon fuhr ich auf der Gebirgseisenbahn nach Saint-Etienne, um dort die Familie Reichhold, welche von Chemnitz dorthin sich gewendet hatte, aufzusuchen. Es war mir aber nicht möglich, dieselbe ausfindig zu machen und ich mußte deshalb unverrichteter Sache wieder zurück.

Diese Bahn war für mich insofern intressant, als von Saint-Etienne nach Lyon eine Locomotive gar nicht nöthig war; denn die Bahn geht fortwährend in einer schiefen Ebene, sodaß man nur bei jeder Station dem Zug einen tüchtigen Ruck zu geben braucht, um denselben in Bewegung zu setzen.

Mit Freund Schimpf verlebte ich einige frohe Tage, doch sind die Kaffeehäuser und Restaurationen lange nicht so glänzend und fein wie in Paris; doch war mir eines derselben sehr intressant; nämlich das Kaffeehaus der Schachspieler, wo nur diese regelmäßig zusammen kommen und das fremde Publicum sich die Ruhe und Stille, welche jene erlangen, von selbst aneignen muß.

Die Lage der Stadt erkennt man am besten von der Höhe von Fourvière, dessen Kirche mit ihrem vergoldeten Marienbild an der Spitze die ganze Gegend weit und breit beherrscht. Viele Wege führen hinauf. Wir gingen zwischen dem



Schachspieler in Lyon.

schönen Palais de Justice und der Kathedrale durch enge, steile Straßen an dem Krankenhause les Antiquailles vorüber, wo zur Römerzeit ein Palast stand, in welchem Claudius und Caligula geboren worden sein sollen. Immer hinan durch Gärten und Weinberge, an allerlei römischem Gemäuer vorüber, bis an die Straße zur Kirche Notre Dame de Fourvière. Von der Terrasse ist die Aussicht herrlich. Zu den Füßen liegt die Stadt mit ihren Umgebungen, die beiden

großen Flüsse mit den Brücken, dann übersieht man die wohlangebaute Landschaft bis zu dem über dreißig Stunden entfernten Montblanc.

1838, Dezember.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt fuhr ich mit der bekannten Messagerie im Rhônethal hinab. Dasselbe ist bis Valence ein prangender Garten. Dieses Eden Frankreichs, seine üppige Natur reizte sehr frühzeitig zur Niederlassung und schon in den ältesten Zeiten schlugen gallische Hirtenstämme hier ihre bleibenden Wohnsitze auf. Später wurde das Rhônethal ein Zankapfel, um den sich viele Völkerschaften stritten und die Anziehungskraft der Fruchtbarkeit und der Schönheit veranlaßte häufig Einfälle und Eroberungen.

Die Römer setzten sich zur Zeit Cäsars in demselben fest und legten Colonien und Städte an. Diese sind größtentheils in spätern Kriegsstürmen untergegangen und bei den Verheerungen, welche der Eroberung Galliens durch die Barbaren auf dem Fuße folgten, gehörte Valence zu den wenigen, welche sich erhalten haben.

Die Lage der Stadt ist reizend. In der Fronte hat es das Thal mit dem großen Strom vor sich, der hier schon größere Segelschiffe trägt; im Rücken aber erheben sich die Berge, die verlornen Posten der Alpen, deren lange, weiße Mauern mit ihren Hörnern und Zacken in weiter Ferne am Horizont sich fortziehen. Alle Höhen, die das weite Rhônethal einfassen, sind mit Reben- und Obstpflanzungen bedeckt und die laute Fröhlichkeit munterer Menschen läßt erkennen, daß die Gottesgaben hier nicht ein Privilegium Weniger sind, sondern sich die Masse ihrer erfreut und kein Stand von ihrem Genusse ausgeschlossen ist. Gepriesen sind die Rebgelände des Rhônethales um Valence und weiter abwärts; der Wein, der hier wächst, gehört zu den Besten in Frankreich.

Oberhalb Saint-Péray befindet sich auf der Höhe das Château de Beauregard, was von Vauban als Festung erbaut worden sein soll, jetzt aber als Weinkeller für den alten Sprößling dieser Berge benutzt wird, der dem Champagner gleichkommt.

Die Straße führt immer in der Ebene neben der Rhône hin. Einige Schritte vor der Stadt Orange fährt man an einen zum Theil wohlerhaltenen Triumphbogen

mit drei Durchgängen und zwölf Säulen vorüber. Die Bildwerke haben viel gelitten, ihr Styl weist indeß nicht auf die Zeit des Marius oder Augustus, sondern auf die letzte Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt. Am andern, südlichen Ende der Stadt ist das alte römische Theater. Die sehr gut erhaltene Bühnenwand, von welcher aus sich oberhalb ein Zeltdach über die Bühne spannte, zeigt noch deutlich die üblichen drei Thüren, aus welchen die Schauspieler hervorzutreten pflegten. Dagegen ist der im Halbkreis aufsteigende Zuschauerraum weit schlechter erhalten und die Sitzstufen fehlen fast sämmtlich. Vortrefflich muß die Akustik dieses Gebäudes gewesen sein; denn Worte, welche laut und deutlich unten auf der Bühne gesprochen werden, vernimmt man auf der obersten Stufe.

Avignon.

Die Straße läuft fortwährend in der schon mit Ölbäumen bepflanzten Ebene hin und an der Rhône links ragt ein alter Thurm über dem Ort Roquemaure hervor, der für den Punkt gehalten wird, wo Hannibal den Strom überschritt, um nach Italien zu ziehen. Von hier sah ich deutlich den Palast der Päpste und die Thürme von Avignon und gelangte gegen Abend dorthin. Die Stadt liegt am linken Ufer der Rhône und ist mit einer ungeheuren Kettenbrücke mit Ville-neuve am jenseitigen Ufer verbunden. Sie wird beherrscht durch den steilen, hohen Rocher des Doms, welcher die Kathedrale Notre-Dame trägt, an welcher ein viereckiger Thurm anstößt, der als Gefängnis der Inquisition gedient hat und in den Schreckenstagen der Revolution von 1791 der Todesort von vielen unschuldigen Schlachtopfern gewesen ist. Nahe der Kathedrale erhebt sich die hohe Masse des Palastes der Päpste, der mit seinen Mauern und gewaltigen Thürmen von Clemens V. erbaut wurde.

Wer denkt nicht hierbei an die Greuel und Verbrechen der Inquisition, an die Missethaten der Revolution und an die innigen Poësieen eines Petrarca?

Die starren Riesenmauern des finstern päpstlichen Schlosses passen viel besser zu ihrer jetzigen Bestimmung, die es in eine ungeheure Kaserne verwandelt hat, als zur Residenz des höchsten Kirchenfürsten.

Wenn man diese düstern Räume verläßt, glaubt man einem finstern Kerker entronnen zu sein. Wenige Schritte davon, in den herrlichen Anlagen auf dem

Hochplateau der Pont Suspendu, schweift der Blick über die wunderbare Landschaft, die sich in unvergleichlicher Schönheit vor uns ausbreitet und die an die Nähe von Italien erinnert. Ringsherum strömen die dunkelgrünen Wogen der breiten Rhône und an den Hügeln der Ufer glüht der duftigste Feuerwein Frankreichs, bekannt unter dem Namen „Fortias“.

Nicht weit davon geht der Rhônequai unter dem ersten Bogen der Brücke Saint-Bénézet hindurch - le Pont Rompu, nebst dem päpstlichen Palaste das Wahrzeichen Avignons - ein auf den ersten Augenblick ganz räthselhaftes Bauwerk: vier ungeheure Bögen, deren erster an die Stadtmauer anstößt, erstrecken sich weit in die Rhône hinein und beim dritten Flußpfeiler, von dem aus der nächste Bogen das gegenüber liegende Ufer erreichen würde, ist die Brücke rein abgeschnitten und so sieht man weder wie man auf die Brücke hinaufkommen könnte, noch wohin sie führen soll. Dabei sieht sie durchaus nicht verfallen aus, denn nirgends fehlt ein Stein aus der oberen Einfassung. Nachdem sie fünf Jahrhunderte gestanden hatte, riß im siebzehnten Jahrhundert der reißende Strom einige Bogen fort und da man deren Wiederherstellung versäumte, so ging nach und nach die ganze schöne Brücke bis auf die noch übrigen vier Bögen zugrunde.

Wie eine schützende Mauer umgeben die Cevennen das herrliche Thal, während gegen Nordosten die schroffen Felswände der Vaucluse das farbenreiche Bild abschließen.

In Avignon wechselt das Alterthümlichste mit dem Modernsten. In der Nähe des finstern Baues mit den in Felsen gehauenen Kerkern, dem Palast der Päpste, erheben sich auf dem Rocher du Dome die reizendsten Gartenanlagen; neben den monumentalen Gebäuden und den großen, aber nicht schönen Caféhäusern kriechen wir durch lange, enge Winkelgassen und betrachten die alten Kirchen mit der Erinnerung an die Greuel der französischen Schreckensherrschaft. Die Mauern der alten Pfaffenstadt drücken den Naturfreund. Hinaus in's Freie, in das Quellenthal der Vaucluse!

Vaucluse.

Wir sehen uns plötzlich von einem Halbrund senkrecht aufsteigender Steinwände umschlossen zwischen zerklüfteten, wild zerrissenen, von zahllosen Höhlen und Grotten durchwühlten Felsbergen. Wie ein harmloser Teich quillt ein scheinbar ganz unschuldiges Wässerchen empor und bildet einen kleinen Wasserspiegel. Doch kaum einige Schritte davon entfernt sendet die bewegungslose, grüne Oberfläche aus dem tiefen Kessel die endlose Wassermasse



hinaus, welche mit schäumender, weißer Gischt in wüthender Hast die Felsen überklettert und sich donnernd in die Tiefe stürzt.

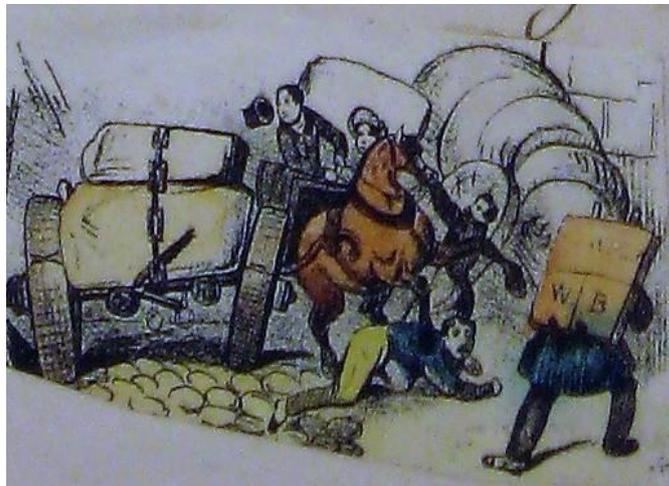


Die französischen Soldaten trugen rote Hosen - der Farbstoff Krapp kommt aus der Provence.

Nachdem ich mich in der Stadt umgesehen, mußte ich daran denken, meine Besuche zu machen bei Herrn Thomas, dem Chef des Hauses Thomas Frères, wo Freund Wilhelm Seyde als ein langjähriger Agent angestellt ist. Dieses Haus

handelt mit dem bekannten Färbestoff Garance, Krapp, der eine Haupterwerbsquelle der ganzen Provence ist, weil das ganze französische Militär rothe Hosen trägt, die von jenem Färbestoff herrühren.

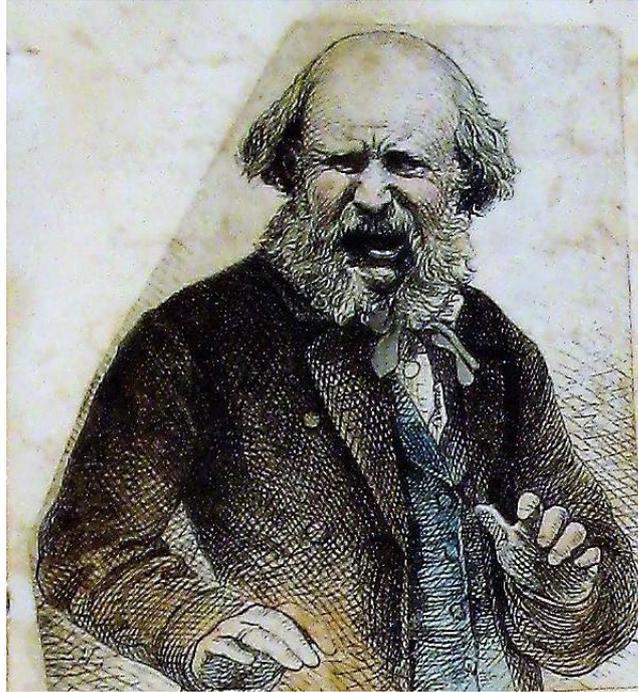
Ich wurde von demselben freundlich aufgenommen und fuhr mit ihm in einer elenden, einspännigen Droschke, die gar nicht gewaschen war und an welcher der Dreck und Schmutz von Jahren her klebte, hinaus auf die Fabrik, wo der Krapp gemahlen und zubereitet wurde. Unterwegs auf der staubigen Landstraße, welche mit Pappeln besetzt war, wären wir bei einen Haar von zwei entgegenkommenden, großen, zweirädrigen Lastwagen erdrückt worden und nur mit großer Mühe schlüpfen wir hindurch.



Der Krapp-Hersteller Thomas und der Gast Hübner erleiden einen Verkehrsunfall in der Provence.

Die Fabrik lag gegen zwei Stunden von Avignon entfernt und der Staub war am letzten Tage des Jahres so groß, wie bei uns im höchsten Sommer.

Herr Thomas, welcher gar nicht aussah wie ein Millionär, führte mich in allen Fabrikräumen selbst herum und zeigte mir auch das Zimmer, wo Freund Seyde ehemals gewohnt hatte. Es war ebenfalls höchst einfach und nichts weniger als ungemüthlich. Dazu der rothe Staub des Krapps, der durch alle Ritzen drang.



Herr Thomas, Krappfabrikant und Millionär.

Nachher fuhren wir hinüber in die neue Seidenfabrik, wo die neuen, eisernen Maschinenstühle zur Fabrikation der Seide aufgestellt waren und in Kürze in Gang kommen sollten. Abends war ich in Gesellschaft des Herrn Alais, welcher ebenfalls im Contor des Herrn Thomas arbeitete und an den ich von Freund Seyde besonders empfohlen worden war. Wir besuchten mehrere Kaffeehäuser und am andern Tage trank ich mit Herrn Herfurth aus Chemnitz, welcher Seydes Stelle im Contor des Herrn Thomas eingenommen hatte, im Freien, am 1. Januar 1839, eine Flasche Fortias. Da der Himmel ganz rein war, so konnte man sich förmlich in die Zeit des Sommers versetzen.

1839, Januar 2.



Eine Dame aus der Gegend von Avignon.

Hinter Arles beginnt das niedrige Delta der Rhônemündung, die Île de la Camargue, durch Deiche gegen die See geschützt und die, theils als Acker, theils als Weideland benutzt, mit zahlreichen Pferdeheerden besetzt ist. Da die Mündung der Rhône für Seeschiffe nicht zugänglich ist, so soll ein großartiger Kanal gebaut werden, damit der Verkehr auf der Rhône vergrößert und erweitert werden kann.

Die Gegend unterhalb Avignon ist flach und zeigt, mit Öl und Wein wohl angebaut, überall einen südlichen Character, der von dem Norden Frankreichs in Sitten und Sprache sich merklich unterscheidet. Von der Weichheit des Altprovençalischen, das im Mittelalter im Munde zahlreicher Sängers, der Troubadours, lebte, enthält die heutige Volksmundart noch manche Spuren, so wie die Liebe zu Dichtung und Gesang noch jetzt vorhanden ist.

Nachdem man die Stadt hinter sich hat, sieht man die obern Bögen des Amphitheaters, das vielleicht größer als das von Nimes, aber nicht so gut erhalten ist, und gelangt über die steinige Ebene von Crau in wenigen Stunden, vorbei an großartigen Felsparthien und mit dem Blick auf das weite Meer, nach Marseille.



In der Camargue, bei Arles, gibt es Pferdeheerden.

Marseille.

Ihre unverwüstliche Lebenskraft hat die Stürme und Umwälzungen, welchen ganze Reiche und Völker erlagen, vollständig überdauert. Nach jeder Verheerung, nach den furchtbarsten Schlägen erhob sie sich immer wieder und gelangte in vergleichsweise kurzer Zeit zu Glanz und Reichthum.

Dies verdankt sie zumeist ihrer Lage und ihrem herrlichen Hafen, welche beide den Handel immer wieder zurückführten, wenn er auch zuweilen verscheucht wurde von den Würgeengeln des Krieges und der Revolution.

Als Gründer von Marseille treten bekanntlich die Phönizier auf, welche die französische Küste um das Jahr 600 vor Christi Geburt zu colonisiren begannen und die Eifersucht Carthagos aufs heftigste erweckten. Die Versuche dieses Staates, sich an Galliens Südküste festzusetzen, scheiterten stets an der Wachsamkeit der Phocäer und übten deren kriegerischen Geist, sodaß sie später, als die Römer den Vernichtungskampf gegen die africanische Nebenbuhlerin begonnen hatten, mit denselben ein Bündnis schlossen und den Transport der Heermassen nach Africa ermöglichten.

Von dieser Zeit an dehnten sich die Unternehmungen der Phönizier immer weiter aus. Die Stadt wurde die Mutter vieler Colonien an den Küsten Galliens und selbst Spaniens und sie gründete im Innern eine Menge Orte und Plätze. Alle diese wurden wieder zu Märkten für den Handel der Massilier und ihn zu befördern wurden keine Kosten gescheut. Die Rhônemündungen wurden schiffbar gemacht, Ströme ausgetieft, die Flußschiffahrt im Binnenlande eingerichtet, Kanäle gebaut und die Küstenfahrt regulirt. Die Stadt bildete damals mit seinen Kolonien eine mächtige Republik und erhielt sich durch ihre Bildung und Kunst durch alle Stürme des Krieges bis auf die neuste Zeit.

Marseille ist die Perle der Provence und nimmt sich vom Meere aus prächtig aus. Man erblickt die Stadt als Amphitheater und dahinter einen weiten Bogen von Höhen und Geländen mit etwa fünftausend kleinen, weißen, funkelnden Landhäuschen und stolzen Villen besetzt, umgeben von Weingärten und Olivenhainen. Den Vordergrund bilden die Leuchthürme auf ihren Felsen und der

Mastenwald des Hafens, dann die unermesslichen Lagerhäuser, Docks und dahinter die Häusermassen, über welche sich Kirchen und stattliche Thürme hoch emporheben. Rechts und links in größerer Entfernung liegen Städte und kleine Ortschaften und bei heiterer Luft blinken ostwärts die schneeigen Häupter der Meeralpen, die wie leichte Wolken aus dieser Ferne erscheinen.

Die Quais sind prächtig und das Gewimmel der geschäftigen Menschen von allen Farben und Trachten war für mich etwas ganz Neues, sodaß ich mir sagen mußte, daß ich eine Weltstadt von erstem Range vor mir habe. Die mächtigen Steinmassen der Häuser, das Solide ihrer Bauart, der blaue ewige Himmel, die Heiterkeit der Menschen machten einen wohlthuenden Eindruck auf mich. Die größte Reinlichkeit in den Straßen und die Bilder des Fleißes, der Rührigkeit und der Wohlhabenheit, die einem auf jedem Schritt begegnen, befriedigen Auge und Herz zugleich.

Überall sind die Kaffeehäuser gefüllt, auf und nieder wandelt eine ungeheure Menschenmasse auf dem Grand Cours und der Canebière. Zwar sind Neustadt und Altstadt auf das Schärfste geschieden, aber diese scheint nur ihr Alter in enge Gassen und schmutzige Wohnungen zu setzen. Nur die Neustadt hat gerade, breite Straßen und man ist bedacht, schattige Alleen anzupflanzen und so gleichsam die Stadt mit mehreren Boulevards zu umgürten, aber nirgends zeigt sich ein Palast oder ein großartiges Gebäude; selbst die Börse muß sich mit einem provisorischen Bau begnügen, obgleich sich nicht einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten das Geschäftsleben nach seinen verschiedenen Branchen dort concentrirt. Kein hoher Glockenthurm, keine Kuppel hebt sich aus der Masse hervor.

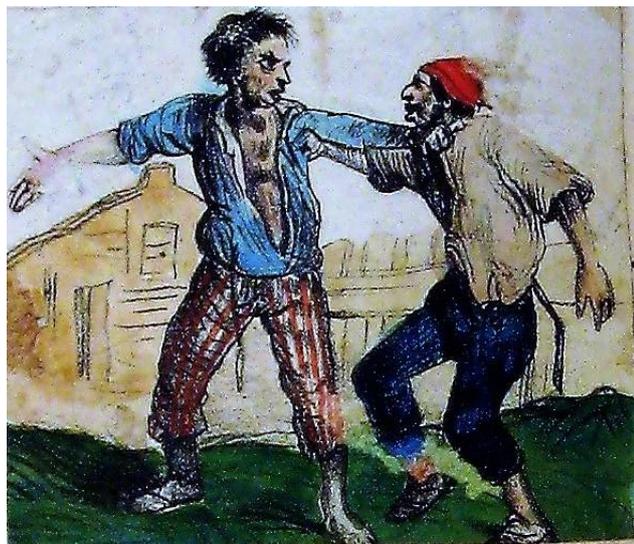
Im Ganzen ist dieser neuere Theil der Stadt mit den schönsten Straßen und Plätzen von London zu vergleichen und übertrifft diese noch durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig massiv aus Quadersteinen erbauten Häuser.

Das Straßenpflaster ist ganz vortrefflich und die zu beiden Seiten sich hinziehenden, breiten, mit Steinplatten belegten Trottoirs machen das Gehen in der Stadt höchst angenehm.

Klares, frisches Wasser strömt in schmalen, steinernen Kanälen durch alle Straßen. Zwar muß man oft über diese Kanäle hinüber steigen und dies macht sie ein wenig unbequem, dafür tragen sie aber auch sehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung bei, namentlich aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne sie in den heißen Sommermonaten, wenn fast kein Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die Beleuchtung der Straßen ist in der Nacht vortrefflich, auch hält die Polizei sehr streng auf Reinlichkeit, sodaß man mit leichten Schuhen überall hingehen kann.

Diese Reinlichkeit fiel mir besonders auf und die große, freundliche Stadt, in welcher sogar die Fenster, wie bei uns zu Festtagszeiten, gewaschen werden, gefiel mir um so besser, je länger ich auf meiner Reise die Freude entbehrt hatte, alles um mich her sauber zu sehen.

Ganz von dem neuern Theil der Stadt verschieden ist der auf einer beträchtlichen Felsenhöhe erbaute ältere Theil derselben, und der Contrast zwischen beiden erinnerte mich lebhaft an Edinburg, wo man nur über eine Brücke zu gehen braucht, um unter ganz andern Menschen zu sein. Hier in diesem alten Stadttheil fand ich die hierzulande gewöhnlichen, engen, winkeligen Straßen und eine durch die furchtbarste Unreinlichkeit verpestete Luft. Das Pflaster der bald auf-, bald abwärts führenden Straßen ist abscheulich und ich kletterte herab zwischen elenden, mit Einsturz drohenden Hütten, nicht ohne Gefahr, den Hals zu brechen, dem Hafen zu.



Sind das heruntergekommene Nachkommen der Phönizier, die am Hafen von Marseille leben?

Die Menschen, welche diesen alten, an den Hafen grenzenden Stadttheil bewohnen, sind die ärmsten in Marseille, vielleicht in ganz Frankreich und gehören zu einer eignen Kaste, welche sich sowohl in der Sprache, als in der Sitte und übrigen Gebräuchen von allen andern Franzosen unterscheidet. Die groben Lumpen, mit denen sie nothdürftig bedeckt sind, und ihre kümmerliche Nahrung, mit der sie ihr Leben fristen, erwerben sie einzig mit ihren Fischernetzen.

Von den übrigen Bewohnern Marseilles wegen seiner Wildheit gemieden, die oft in Raub und Mord ausartet, lebt dieses wunderliche Volk bloß für sich und verlangt nach keiner Gemeinschaft mit seinen Nachbarn und man glaubt allgemein, daß sie Abkömmlinge der Phönizier sind, die das Gepräge ihres Ursprungs durch alle Jahrhunderte rein und echt erhalten haben.

Der Hafen von Marseille ist zwar klein, aber einer der besten in Europa, denn hohe, schützende Felsen umgeben ihn und die Reede, auf welcher mehrere Inseln den Ausgang in das weite Meer zu bewachen scheinen. Täglich wandelte ich auf den, den Hafen umgebenden Quais und ergötzte mich an dem lebendigen Gewühle zu Wasser und zu Lande, ohne dessen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpel der verschiedenen Nationen flatterten lustig gegen den dunkelblauen Äther hinauf und kleine, mit Orangen und Blumen beladene Schiffe ankerten neben den gewaltigen, großen Kauffahrteischiffen des hohen Nordens. Viele hundert Boote, Schaluppen und Nachen kreuzten lustig dazwischen und zierliche Gondeln lagen zur Lustfahrt auf den smaragdgrünen Wogen am Ufer bereit. Auf dem mit ansehnlichen Häusern umgebenen Quais herrschte das mannigfaltigste Leben; alle europäischen Nationen waren hier versammelt, neben den Bewohnern von Asien und Africa; alle Sprachen ertönten und die Trachten und Nationalphysiognomien aller gebildeten Völker sah ich hier auf einem Punkte vereint.

Oft glaubte ich, auf einer Maskerade zu sein, wenn ich die vielen Türken, Armenier und Griechen unter den schönen, geputzten Frauen sah, dazwischen die schwarzen Gesichter der Neger und Negerinnen, denen man hier überall begegnet. Der Quai an der Seite der alten Stadt sieht wie ein orientalischer Bazar aus und ist viel schmaler als der ihm gegenüber liegende auf der andern

Seite des Hafens, aber auch viel lebhafter; denn der untere Stock der ihn umgebenden Häuser enthält Magazine, in welchen sowohl die seltensten, als auch die unbedeutensten Waren zum Verkaufe ausgestellt sind.

Türken und Griechen halten hier die kostbarsten Erzeugnisse des Orients feil; reiche Teppiche, echt türkische Shawls⁷ in den glänzendsten Farben mit Blumen, Palmen und Streifen, damit Jedermann von Weitem sehe, daß diese bunte Hülle viel Geld kosten muß. Rosenduft strömt, schon aus der Ferne bemerkbar, aus den mit köstlichsten Essenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Laden daneben schauen Cacadus, Papageien und andre Vögel südlicher Zonen in der bunten Farbenpracht ihrer Federn heraus, während allerhand Affen, groß und klein, den Vorübergehenden possierliche Gesichter schneiden. Die herrlichsten Früchte des Südens, Orangen, Granatäpfel und frische Datteln, hängen in langen Trauben aneinander und liegen überall hier in großen Mengen aus.

An dem entgegengesetzten Quai nehmen große, verschlossene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie sind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz und allem, was zum Schiffbau gehört, angefüllt; deshalb verirren sich die bloßen Spaziergänger und Touristen seltner hierher, obgleich der zum Fahren eingerichtete, breitere Quai weit schöner ist, als der andere.

Die übrigen Spaziergänge um Marseille sind ebenfalls höchst angenehm. Rings um die Stadt läuft der anstelle der abgetragenen Wälle angelegte Boulevard und gewährt auf die nächste Umgebung die schönsten Aussichten. Die jungen Platanen und Sycomoren, welche ihn einfassen, wachsen lustig empor und werden bald einen der schattigsten Spaziergänge bilden, die in diesem heißen Lande eine wahre Wohlthat sind. Abends wird der Cours in der Stadt von unzähligen Spaziergängern belebt, so auch die an die Straße la Canebière grenzende, mit zwölf Reihen Bäumen bepflanzte und mit schönen Gebäuden umgebene Allee Milan.

Intressant, aber auch beschwerlich war der Weg nach Notre-Dame de la Garde, einem steilen Felsen, ebenfalls nahe an der Stadt, der sich fünfhundert Fuß

⁷ Eine ähnlich lautende Formulierung findet man in: Grube, A. W.: Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde, 11. Auflage, Leipzig 1868, S. 371.

über die Meeresfläche erhebt. Eine Citadelle und eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle krönen die Spitze desselben, von letzterer trägt er den Namen. Die herrliche Aussicht lohnte mich reichlich für den steilen, unbequemen Weg, der hinaufführt. Die ganze Stadt lag zu meinen Füßen, die breiten, regelmäßigen Straßen und großen Plätze sahen aus wie das mit bunten Steinen und Muscheln ausgelegte Parterre eines holländischen Gartens. Weit hinaus lagen all' die tausend, auf Höhen und Thälern zerstreuten Bastiden mitten in ihren Gärten vor mir; die pittoresken Felsenufer mit ihren Citadellen, die Quarantainegebäude, der Hafen und das weite Meer, auf dessen spiegelblauer Fläche unzählige Fischerboote hin und her kreuzten.

Alle Einwohner von Marseille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfnis, den Sommer auf dem Lande zuzubringen oder doch wenigstens vom Sonnabend bis zum Montag sich im Freien von der Arbeit der letzten Tage zu erholen und frische Luft einzuathmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt liegenden Landhäuser, Bastiden genannt, die die herrliche Gegend ungemein beleben und ihr einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren. Man gab mir die Zahl auf zehntausend an und das schien mir zuerst unglaublich; wenn man aber umherschaut und rings, soweit das Auge reicht, alle diese großen und kleinen, blendend weißen Häuser zwischen Myrthen und Granaten hervorschimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, so fängt man an, diese große Anzahl derselben wenigstens wahrscheinlich zu finden. Sie sind freilich an Größe und Schönheit sehr voneinander verschieden, nur in der weißen Farbe stimmen alle überein, doch darf man auch bei den bedeutendsten derselben nicht an die schönen Landhäuser in England oder Holland denken.

Im Süden ist das ganz anders; da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das letzte, woran man denkt; denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und Schutz gegen den sengenden Sonnenstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die im Norden auch mitten im Sommer ein bequemes Haus unentbehrlich machen, aus dessen Fenstern man wenigstens in's Grüne blicken kann, wenn es draußen regnet und stürmt.

Der größte Theil der Bastiden ist daher sehr klein und enthält höchstens eine Küche und ein paar Wohnzimmer; die wenigen größeren könnten freilich für

recht artige Landhäuser gelten, aber auch unter diesen würde man vergeblich ein Feenschloß suchen, wie sie in Deutschland bei den reichen Kaufleuten jetzt zu finden sind. Jedes Häuschen hat seinen eignen Garten, der aber nie von bedeutendem Umfang, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist. Man baut Gemüse und Obst und begnügt sich mit dem so unendlich reichen Schmuck, welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume und die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beinahe wild; da bedarf es nicht der Kunst des Gärtners, um sie mühsam zu pflegen wie bei uns. Blendend weiße, lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen und geben diesen ein eintöniges Ansehen, aber viele dieser Gärten stoßen im Innern aneinander ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigenthums.

Die provençalische Sonne ist ganz etwas anderes als die Sonne bei uns, mild und segensreich wirkte sie zu Anfang des Monat Januar 1839. Die pittoreske Schönheit des Landes um Marseille entzückte mich jeden Tag aufs Neue. Obgleich es der Gegend ganz an ländlichen Reizen, frischen Wiesen und schattigen, großen Bäumen fehlte, so wurde ich doch nicht müde, mich der grandiosen Felsen und des Meeres zu erfreuen.

Man lebt in Marseille übrigens weit theurer als in andern Städten des südlichen Frankreichs, aber auch weit besser, denn das Land umher ist reich an allem, was man zum Leben eigentlich benöthigt. Gemüse ist das ganze Jahr hindurch im Überfluß zu haben, besonders mehrere Arten Blumenkohl und ganz vortreffliche Artischocken. Die köstlichsten Früchte stehen überall zum Verkauf und Melonen, Trauben, Pfirsiche und Mandeln bringt das Land im Überfluß. Bei der Nähe des Meeres fehlt es auch nicht an Fischen aller Art und Austern sowie Muscheln von allen Gattungen sind im Überfluß vorhanden.

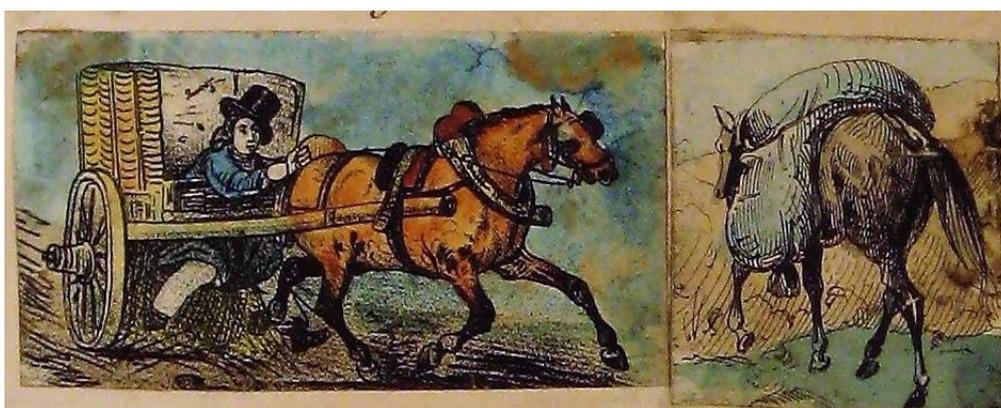


Eine Milchkuh ist eine Seltenheit in der Gegend von Marseille.

An wildem und zahmem Geflügel aller Art ist ebenfalls kein Mangel, aber Rindfleisch ist selten zu haben, noch seltner Kalbfleisch, weil diese Thiere in der Nähe von Marseille kein Futter finden. Ja, viele Menschen dort haben vielleicht in ihrem Leben noch keine Kuh gesehen und es befinden sich in der Umgegend kaum zehn dieser nützlichen Thiere, die als Seltenheit mit großen Kosten erhalten werden müssen, da es keine Wiesen giebt.

Die Speisen werden fast alle mit dem hier im Überfluß vorhandnen, trefflichen Olivenöl bereitet. Sie schmecken deshalb nicht schlechter und ich gewöhnte mich sehr bald daran. Zum Braten, Backen und Bereiten der Gemüse fand ich das Öl vortrefflich.

Bei der Einrichtung der Häuser strebt man vor allem nach möglicher Kühlung und die Fußböden der sehr hohen, geräumigen Zimmer sind meist mit glasierten Backsteinen belegt. Die Treppen bestehen alle aus Stein, mit eisernen Geländern versehen, und die bis auf den Boden hinabreichenden Fenster haben außer den innern Jalousien noch von außen angebrachte, leinene Schirme, um jeden Sonnenstrahl soviel als möglich abzuhalten und die breiten, mit Matratzen belegten Bettgestelle sind immer mit leichten Vorhängen versehen zum Schutze gegen Mücken und ähnliche Ruhestörer.



Zweirädrige Karren mit Pferden und Maultieren als beliebte Transportmittel in Marseille.

Pferde zum Luxus und Equipagen sieht man hier wenig, da kein bedeutender Regen das Gehen hier unangenehm macht, dagegen giebt es viele zweirädrige Karren und Maulesel, die wegen ihrer Nützlichkeit ungemein beliebt sind. So wenig Reiz übrigens das gesellige Leben in Marseille bietet, der Aufenthalt

machte mir dennoch viele Freude. In allen Classen bemerkte ich im Durchschnitt große Gestalten mit ausdrucksvollen Gesichtern und unter den Frauen sah ich viele mit schwarzen, blitzenden Augen, welchen die dem Süden eigene Lebhaftigkeit etwas unwiderstehlich Reizendes gab. Doch darf man den gewöhnlichen Leuten nicht sehr trauen und im Zorn und leichter Aufregung sind sie jeder Unthat fähig.



Schönheit und Emotionalität.

Da die Dampfschiffe nicht immer regelmäßig nach Genua liefen, so benutzte ich die erste Gelegenheit, um von Marseille aus zu Wasser nach Italien zu gelangen. Am äußersten Ende der Provence liegt Toulon, die Rüstkammer und der Stützpunkt Frankreichs für seine Herrschaft im Mittelmeer und Africa.

Toulon.

Einen im Felsengestade ausgehöhlten, prächtigen Hafen umgibt halbkreisförmig die dichte Häusermasse der Stadt und hinter ihr ranken tausende von Gärten und Weinbergen mit niedlichen Winzerhäuschen hinan am Gehänge der Berge, deren kahle oder spärlich beholzte Gipfel fast traurig auf die paradiesische Landschaft und das Meer hinabschauen. Hier weht schon italienische Luft und Winterfröste sind höchst selten. In den Gärten der Stadt beugen sich

die Orangenbäume unter der Last ihrer Früchte, der Ölbaum dauert im Freien aus und Kaktusarten bekleiden mit ihren hochrothen Blüthen und stacheligen Blättern Fels und Gemäuer. Die Stadt, die Forts, der Hafen mit seinem dichten Mastenwald machen ein Bild, das das Auge entzückt und das Herz erweitert.



Die Altstadt von Toulon, von der Seeseite gesehen.

Die Bewunderung des Reisenden mindert sich jedoch, sobald er den ersten Fuß in die engen, finstern und schlecht gebauten Straßen setzt: in ein Labyrinth von unansehnlichen Gebäuden, deren Exhalationen Ekel erregen⁸. Wer daher von Toulon den prächtigsten Anblick haben will, muß es von der Seeseite her betrachten.

Unser Dampfer ging so nahe bei der Stadt vorbei, daß wir die ganze Umgegend genau betrachten konnten. Überhaupt war das Wetter so reizend, daß wir das Deck den ganzen Tag nie verließen und von demselben aus die ganze Küste von Nizza bis Genua, die hohen Seealpen mit ihren schneeweißen Spitzen in aller Ruhe zu betrachten Gelegenheit hatten. Gegen neun Uhr kamen wir in Genua an.

⁸ Offensichtlich entnommen aus Meyer's Universum, Dreizehnter Band, Hildburghausen/Amsterdam 1848, S. 123.

Genua.

Man kann weder von Mailand, noch von Turin sagen, daß diese Städte vorherrschend italienischen Character hätten, während Genua eigenthümlich ist und der Eigenart des Landes durchaus entspricht.

Besonders trat mir die Stadt mit dem lebhaften Volke, dessen Getöse bis zu den höchsten Stadtwerken wie das Brausen des Meeres hinaufreicht, sofort fremdartig entgegen und erinnerte in jedem Augenblick daran, daß ein uns sehr verschiedenes Volk sich an diesen Bergen und an diesem Meere angenistet hat. Wenn man in Genua abends zu dieser Jahreszeit, anfangs Januar, in einem gewöhnlichen Garten unter einem Lorbeerbaum Kaffee trinken kann, so hat man das Gefühl, daß man wirklich nunmehr in Italien ist. Dennoch ist auch in Italien der klimatische Übergang in Folge des Einflusses der Winde und des Meeres viel schroffer als bei uns, was ich in einigen Wochen selbst erfahren sollte und es giebt nichts Unrichtigeres, als wenn diejenigen, die das Land nicht kennen und überall von Orangen- und Citronenwäldern träumen, in der Meinung sind, daß man hier im ewigen Dufte schwelge.

Zwischen Livorno und Pisa ist eine Gegend, die man vergebens an der Havel suchen würde und das traurige Einerlei wird nur hier und da von einem Kiefernwald unterbrochen, sodaß man sich einbilden könnte, man habe die Marenmen⁹ bereits erreicht.

Dennoch ist die Bodencultur in Italien eine sehr hohe und bedenkt man, daß über die Feldfrüchte hinaus der Maulbeerbaum seine kostbaren Blätter liefert und von diesem Baume herab Weintrauben in Fülle hängen, weil sich die Rebe an ihm hinaufrankt, so wird man zu der Überzeugung gelangen, daß eine sehr hohe Blüthe des Landbaues hier zu finden ist.

Die Stadt erhebt sich amphitheatralisch vom sichelförmigen Ufer und von den Felsen im Hintergrund schauen Citadellen und Klöster auf sie herab. Der Hafen soll einer der größten in Europa sein. Zwei Dämme, zum Theil natürlicher

⁹ Wikipedia: eine Landschaft in Mittelitalien; ein flacher, von den Hügelketten der Monti dell'Uccellina unterbrochener Küstenstreifen zwischen dem Golf von Follonica, den Flussläufen der Bruna und des Ombrone sowie der Lagune von Orbetello am Monte Argentario, ursprünglich eine zusammenhängende, mit dem Tyrrhenischen Meer verbundene Sumpflandschaft.

Fels, umfassen gleich Riesenarmen das Meer und lassen eine weite, zur Ein- und Ausfahrt bequeme Öffnung. Dieser zur Seite stehen zwei gewaltige Leuchttürme, in deren zu Casematten ausgehöhlten Leibern sich die ehernen Ungeheuer des Kriegs befinden. Unabsehlich ist die Fronte von herrlichen Gebäuden, die sich im klaren Wasser spiegelt und über sie reihen sich in weitem Halbkreis die Straßen wie Terrassen übereinander und Paläste, Thürme und Kirchen treten überall aus den Massen hervor. In der Ferne sieht man links die Seealpen mit ihren Schneehäuptern und zur Rechten die dunkle Wand der Apenninenkette. Jenseits der Fortificationen fangen die Landhäuser der reichen Genueser an. Die hohen Gärten geben dem Auge Ruhe, wenn es vom Anblick der Häusermassen ermüdet, nach sanften Gegenständen sich zu sehnen beginnt, aber es kehrt bald wieder zum Anblick des Meeres zurück, dessen Reiz unwiderstehlich anzieht. Man sieht die schwellenden Wogen kommen, die mit furchtbarem Getöse an die Mauern schlagen und so hoch aufspritzen, daß ihre Scheitel fortwährend mit einem Schaumgewölke bedeckt werden.

Hinter diesem Molo wiegte sich einst die Flotte des mächtigsten Seestaats; hier weilte Andrea Doria und hier ruhte der Adlerblick von Columbus auf den unendlichen Fernen.

Der Ursprung Genuas verliert sich in das höchste Alterthum und schon zur Zeit der carthaginiensischen Herrschaft war die Stadt durch Handel und Schiffahrt berühmt. In den Kreuzzügen übernahm es den Transport französischer und britischer Heere an die Küsten von Palästina und zur Zeit der Erneuerung des griechisch-byzantinischen Reiches stieg Genuas Macht am höchsten. In der langen Periode des Kriegs und der Eroberung war selten Friede im Innern und später zerfleischten innere Unruhen die Stadt auf die schrecklichste Weise.

Schon war die Bevölkerung unter die Hälfte gesunken und schien dem Untergange nahe, als der Seeheld Andrea Doria sein Vaterland aus dem Joche der Fremden befreite und die Partheien im Innern versöhnte.

Das heutige Genua verdient wegen der Menge und Schönheit seiner Paläste noch immer den Zunamen „La Superba“. Schon der Kai imponirt durch seine Construction aus Marmorquadern von ungewöhnlicher Größe und die Bläue des Himmels macht einen eignen Eindruck von Helle und Sauberkeit. Tritt man aber durch's Thor in die enge Gasse, so weiß man nicht, wie einem nach dem

äußern Glanz des Eindrucks geschieht. Man sieht weiter nichts als ewiges Gewühle von Menschen zwischen Läden, die reich an Waarenvorräthen, aber äußerst dunkel sind.

Nachdem man sich mit Mühe durch diese erste, enge Straße durchgearbeitet hat, kommt man in die Goldschmiedstraße, die schon etwas heiterer ist. Gewölbe mit Gold- und Silbergeschirren reihen sich hier aneinander und verkünden den Reichthum und den Flor des Gewerbes, das auf des Landes Sitte sich gründet. In ganz Oberitalien ist es Sitte, daß die Mädchen ihr Heirathsgut in goldnem Hals- und Ohrenschmuck an sich tragen und kein Dienstmädchen läßt sich an Feiertagen sehen, die nicht auf ähnliche Art zeigt, daß sie für einen Mann genügend ausgestattet ist. Erst die Goldschmiedstraße führt in den eigentlichen Prachttheil der Stadt. Die glänzende Strada Nuova erscheint, dann die Strada Balbi, die nach dem Ausspruch der Frau von Staël für einen Congreß von Königen gemacht ist; die dritte ist die Strada Novissima.

Diese drei Straßen sind eine ununterbrochne Reihenfolge von Palästen, von kostbarer Architectur und reicher innerer Einrichtung und viele enthalten die kostbarsten Werke der Malerei und Sculptur. Aber auch diese Straßen, welche bei gehöriger Breite die schönsten der Welt sein würden, sind leider so schmal wie unsere kleinsten Gassen und es fehlt überall an einem sichern Standpunkt, um die Vorzüge der Paläste gehörig betrachten zu können.

Das Pflaster ist von Ziegel und Marmorstücken mosaikartig zusammengesetzt und wird mit großer Sorgfalt rein gehalten. Wir ließen uns in den Palazzo Doria führen und in den Palazzo Marcellino, welche im Allgemeinen die schönsten sein sollen, doch waren sie meist unbewohnt und konnte man die Pracht derselben hierdurch nicht genau beurtheilen. Die Bevölkerung des heutigen Genua zeigt noch immer große Handelsthätigkeit und die fürstlichen Paläste der hiesigen Kaufleute sind Zeugnis ihres alten, festgegründeten Reichthums, aber daneben sticht die Armuth des gemeinen Volks um so greller in die Augen und Haufen von Bettlern verfolgen die Fremden auf jeden Tritt und Schritt, sodaß man selbst in der Kirche vor ihnen nicht sicher ist.

Das Klima der Stadt muß außerordentlich mild sein, denn die Nelken und Rosen blühten noch, als wir hinkamen. Im Theater sahen wir die Oper Lucrezia Borgia von Donizetti, welche sehr gut aufgeführt wurde und gingen nach der

Oper noch hinaus an den Hafen, wo die Stadt einen feenartigen Anblick gewährte. Ich bemühte mich übrigens, Herrn Gruber, den ich in Lindau kennengelernt hatte, aufzusuchen, erfuhr aber, daß derselbe Genua für immer verlassen und sich bei Lindau angekauft habe.

Livorno.

1839, Januar.

Da die italienischen Dampfer meistens abends die Anker lichten, so geht der entzückende Rückblick auf Genua verloren, es sei denn, daß der Mond das schöne Schauspiel erhellt. Das letztere war aber nicht der Fall und es schien überhaupt, als ob das Wetter sich ändern würde. Der Wind sauste durch die Masten und warf die Taue hin und her. Im Hafen ging es noch, und solange wir amTische saßen, war es noch auszuhalten, allein sobald wir aus dem Hafen heraus waren, brach der Sturm auf eine fürchterliche Weise los. Häuser hoch erhoben sich die Wellen und trugen das Schiff in einem Nu auf den schäumenden Gipfel, um es wieder mit aller Gewalt in den Abgrund zu versenken. Wie klein und ohnmächtig erschien das Schiff, wenn die himmelhohen Wellen dasselbe in die Höhe hoben und von dem wildbewegten Gipfel wieder hinabschleuderten. Der Morgen brach an und der Capitän wußte nicht, wo er war. Da entdeckte er ein Schiff, das, bald auf den Gipfeln der Wellen tanzend, sich näherte. Durch ein Sprachrohr fragte er, wo die Schiffe sich befänden? Dicht vor dem neuen Hafen von Livorno, tönte, von dem Schiffe aus, die Antwort. Aber der Augenblick der Annäherung der Schiffe war zu kurz. Die heftige Bewegung schleuderte sie wie durch einen Zauber auseinander. Der Sturm wüthete heftig aus Westen und vor dem Dampfer lag die gefährliche Einmündung in den Hafen. Bald entdeckte der Capitän die großen Tonnen, die, durch mächtige Anker festgehalten, zwischen sich den Weg bilden, den die Schiffe nehmen müssen. Bald schien die Sonne hell, dann verhüllte sie sich plötzlich; ein Platzregen stürzte hernieder und der Himmel verfinsterte sich, daß man kaum eine Schiffslänge weit sehen konnte. In einem Augenblick war die Finsternis verschwunden und die hell scheinende Sonne trat wieder hervor. So wechselte es unaufhörlich. Eine dumpfe Stille herrschte auf dem Schiffe, nur durch die Befehle des Capitäns und des Steuermanns unterbrochen. Aufmerksam, mit steter Anstrengung, aber ohne einen Laut hören zu lassen, arbeiteten die Matrosen. Endlich erblickte man die Kirchen und Thürme von Livorno und hoffte, daß Boote mit Lotsen vor der flachen, sandigen Erdzunge erscheinen würden. Allein man

hoffte vergebens und es war augenscheinlich, daß niemand sich heraus wagte. Der Capitän mußte daher ohne Lotsen weiter segeln und glaubte zu bemerken, daß der Sturm nachließ, aber der Abend näherte sich und die Finsternis nahm zu. Da erschien links vom Schiff das helle Feuer aus dem nahen Leuchtturm und die Schiffer erreichten endlich glücklich den lang herbeigewünschten Hafen.

Da das schlechte Wetter mehrere Tage fort dauerte, so war der Capitän nicht zu bewegen, weiter zu segeln und die Passagiere waren daher gezwungen, einige Tage in Livorno zu bleiben. Die Stadt war im sechzehnten Jahrhundert noch ein unansehnlicher Landungsplatz und verdankt ihre Größe den Medici, welche Unzufriedene aus allen Ländern, die den Bürgerkriegen entgehen wollten, hierher zu ziehen wußten. Jetzt ist es eine schöne, moderne Stadt, die aber wenig Sehenswürdigkeiten hat.

Ich hatte unterwegs von Genua nach Livorno die Bekanntschaft zweier junger Franzosen gemacht, die mit mir in der zweiten Cajüte gefahren waren. Mit ihnen suchte ich mir die Langeweile so gut wie möglich zu vertreiben, allein ich paßte gar nicht zu ihnen und ich beschloß, mich sobald als möglich von ihnen zu trennen, sobald wir in Neapel angekommen sein würden.

Endlich nach drei vollen Tagen heiterte sich das Wetter auf und der Capitän beschloß die Weiterfahrt; wir kamen daher ohne weitere Unterbrechung nach Civitavecchia, das in schöner Lage an einem Hügel gelegen ist.

Die Stadt ist ein elendes Nest und wir blieben nur solange hier, um den Bagno zu besichtigen, wo der berühmte Orlando seit zwanzig Jahren festgehalten wird. Er war zu seiner Zeit der gefürchtetste Räuberhauptmann, gegenwärtig aber so gealtert, daß man seine Macht nicht mehr sich recht vorstellen konnte. Er hatte eine blaue Tuchjacke und blaue Hosen mit silbernen Knöpfen an und war, wie alle Italiener, nichts weniger als ungenirt durch das fortwährende und immer wiederkehrende Begaffen durch die ankommenden Touristen.

So abscheulich uns das Brigantenwesen in Italien erscheint, so ist doch der italienische Brigant eine stehende Volksfigur der italienischen Nation und wird auch von den Italienern als solche betrachtet. Man fühlt unsre moralischen Bedenken gegen diese nichtswürdigen Gesellen dort nur in sehr schwachem

Maaße. Der Italiener sieht einmal das Banditenwesen nur an, wie die übrigen Leiden seines Staates, wie etwa die mangelnde Gewissenhaftigkeit in der Besteuerung, die Unregelmäßigkeiten der Verwaltung, den Unterschleif von Staatsbeamten.

Neapel.

Nachdem wir einen kleinen Spaziergang am Hafen gemacht hatten und nach einem Aufenthalt von sechs Stunden fuhr der Dampfer weiter, immer an der Küste entlang, um in vierundzwanzig Stunden in Neapel anzukommen. Die Ankunft zur See dort gewährt dem Fremden den großen Vorzug, daß er den Golf von Neapel in seiner ganzen Schönheit kennenlernt.



Schiffsfahrt nach Neapel.

Derjenige Theil des Meeres, welcher rechts von der niedrigen Insel Procida und links vom Cap Miseno gebildet wird, ist die Straße, auf welcher man in den Golf von Neapel gelangt, er ist die Pforte zum Paradiese, zu jenem Stück Himmel, das auf die Erde gefallen, wie es der Dichter nennt. Cap Miseno ist ein spitzer Felsenhügel, der mit langer, schmaler Zunge am Lande hängt; ein grauer, verlassener Thurm steht wie ein Geist darauf und grüßt ernst hernieder; dagegen

stechen die weißen, freundlichen Häuser Procidas, welche mit ihren platten Dächern im Sonnenscheine glänzen, gar wohlthuend ab. Ein frischer Abendwind wehte, flügelschnell durchschnitt unser Dampfer die Fluthen und die Wellen spielten schäumend um seine Planken. Von Sonnenstrahlen blitzend, lag das Meer leise zitternd vor uns; über ihm lachte der tiefblaue Himmel Italiens, der uns einige Tage vorher lange verhüllt gewesen war. Jetzt stand die Insel Capri rechts wie eine seltsam gestaltete Wolke am Saum des Horizontes. Das Schiff wendete sich links; eine Landzunge nach der andern wurde sichtbar. Das Castell von Bajae erschien; dann das kleine Pozzuoli, die Insel Ischia, dahinter das kleine Nisida und endlich, hinter dem grünen Hügel des Posillipo, lag ausgebreitet und amphitheatralisch emporsteigend, von fünf Castellen bewacht, das königliche Napoli.

Vedi Napoli e poi muori! rief hinter mir an Deck ein kleines Männchen, das ich schon in Livorno zu sehen geglaubt hatte, mit dem ich aber nicht wieder zusammengetroffen war. Ich habe das nachher manchmal wiederholt, obwohl ich anfangs durchaus nicht von der angeblichen Schönheit dieses Erdenwinkels überzeugt war.

Bei der Ankunft im Hafen hält die Erledigung der Paßangelegenheiten oft mehrere Stunden auf. Man wartet und darf das Schiff nicht verlassen, denn erst der Wiederbesitz des Passes ermächtigt hierzu. Hierüber die gute Laune zu verlieren, nützt nichts und die vielen Boote mit dem verschiednen Gesindel machen das Warten weniger langweilig. Endlich kommt der Hafencommissar mit den Pässen, liest die Namen laut vor und reicht dieselben den Inhabern zurück. Da man jedoch nicht erwarten kann, daß der Commissar die verschiedenen fremden Namen verständlich ausspricht, so thut man der Zeitersparnis wohl, sich hinter oder neben ihm zu stellen und, sobald man seinen Paß erblickt, sich denselben auszubitten. Hierbei kommt es öfters vor, daß Manche ganz falsche Pässe bekommen und daß wieder Manche, welche gar keinen Paß haben, zu einem solchen gelangen; denn der Commissar nimmt es nie so genau.

Ist man endlich in dem Besitz desselben, so geht der Zank und Streit mit den Bootsführern los, welche eine unverschämte Summe verlangen und von zwölf Caroline auf vier heruntergehen, wenn man nämlich, wie es bei mir der Fall war, mit Personen ankommt, die schon das italienische Leben kennen und sich nicht prellen lassen.

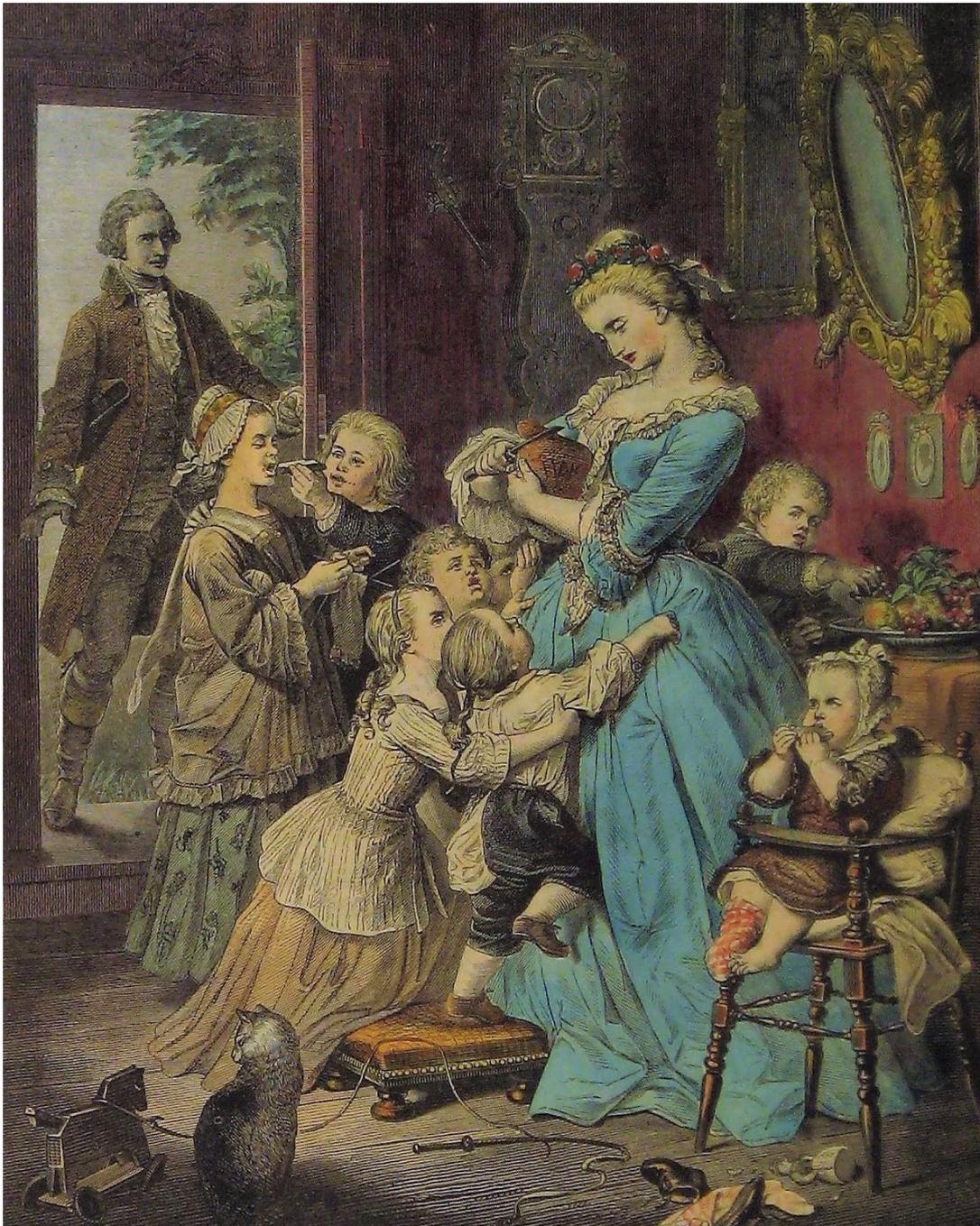
Als ich noch in Paris war, hatte mir Herr Kaufmann Dörstling von Chemnitz, welcher mit seinem Sohn Theodor eine Reise nach dem Orient unternommen hatte und von da über Italien nach Paris gekommen war, wo er mich aufsuchte, ausdrücklich aufgetragen, daß ich ja, wenn ich nach Neapel käme, dort den Landschaftsmaler (Carl Wilhelm) Götzloff, welcher aus Sachsen und mit mir weitläufig verwandt sei, aufsuchen solle, da er mir über Neapel und das Sehenswerthe dort die beste Auskunft geben könne. Nachdem ich nun in einem kleinen Hotel vorläufig Unterkommen gefunden und mich häuslich eingerichtet hatte, machte ich mich auf den Weg, um die Wohnung Herrn Götzloffs aufzusuchen und war auch so glücklich, dieselbe ohne große Schwierigkeit zu finden, denn auf dem sächsischen Consulat, wo ich meinen Paß abgegeben hatte, wurde mir dieselbe ganz genau beschrieben. Ich traf Herrn Götzloff in seiner Wohnung und wurde von ihm mit einer solchen Freundlichkeit und Offenheit empfangen, daß ich mich gleich so heimisch fühlte, als ob ich schon lange mit dieser Familie bekannt gewesen wäre.

Dieser Familie danke ich und mit mir viele deutsche Landsleute meine angenehmsten Stunden in Neapel. Fast jeden Abend war ich dort und seine Gattin wird mir durch ihr heiteres, biederer Wesen stets in dankbarem Andenken bleiben.

Von einem französischen Vater und einer römischen Mutter geboren, später nach beider Tode in der Familie des preußischen Gesandtschaftspredigers Dr. Bellermann zu Neapel erzogen, später an Götzloff verheirathet und mit ihm unausgesetzt seit dreizehn Jahren dort lebend, ist sie eine Deutsche, ohne je Deutschland gesehen zu haben. Mutter und Kinder sprechen das Deutsche, Italienische und Französische zugleich wie ihre Muttersprachen.

Manchen Abend genossen wir die Fülle der schönsten Volkslieder, welche die gute Götzloff, deren ganze Seele in dem Vortrage dieser wild wuchernden, neapolitanischen Blüthen aufging, so charakteristisch zur Guitarre vorzutragen wusste. Nur durch einen solchen Vortrag, der sich völlig in die Leidenschaft des Inhalts versenkt, durch eine Südländerin, die dem Gefühle, welches sie ausdrückt, auch in der äußern Darstellung das volle Recht widerfahren läßt und die nicht wie viele unsrer nordischen Landsmänninnen die Lieder der verzehrenden Sehnsucht, der zitternden Erwartung oder des flammenden Entzückens

mit anstandsvoll festgefrorenem, eisigem Gesicht und Gleichgültigkeit absingt, können diese südlichen Volkslieder ganz verstanden und genossen werden, weil sie erst so zu ihrer wahren Schönheit aufblühen können. Man denke sich dazu die vollendeteste Beherrschung der Sprache in ihrem reinsten Volksdialect, das feinste Verständnis für alle Manieren und Eigenthümlichkeiten der volksmäßigen Liedersangweise und alles dieses verklärt und zu seiner vollen Wirkung gebracht durch des Mediums kunstgebildete Stimme, so hat man in der lebenswürdigen, blonden Frau die wahre Muse des Volksgesanges ihrer neapolitanischen Heimath.



Familie Götzloff in Neapel.

Gleich bei meinem ersten Besuche fragte mich Vetter Götzloff, den ich später immer so nennen werde, ob ich einen Reisegesellschafter habe? und sagte mir, als ich diese Frage verneinen mußte, daß er jemanden wisse, der ganz für mich passen würde, indem er mir zugleich andeutete, daß derselbe jedenfalls mit demselben Dampfschiff, mit dem ich angekommen, hier vor einigen Tagen eingetroffen sei. Da ich ihm hierauf entgegnete, daß ich mich erinnere, einen jungen Reisenden von der mitgetheilten Natur auf dem Dampfschiff gesehen zu haben, daß ich mich keineswegs zu ihm hingezogen fühle, äußerte er kurz und bündig, daß man auf der Reise nicht so empfindlich sein und namentlich hier in Italien froh sein müsse, wenn man einen rechtlichen, gebildeten und anständigen Mann erlangen könne. Auf diese Äußerung versprach ich ihm, den jungen Mann namens Julius Friedländer aus Berlin aufzusuchen und mich ihm vorzustellen¹⁰. Ich ging deshalb dreimal hintereinander zu seiner Wohnung, fand ihn aber niemals anwesend. Erst am vierten Tage war er zu Hause, ich wurde aber von ihm so kalt empfangen, daß ich froh war, als ich mich wieder empfehlen konnte. Ich klagte später Vetter Götzloff meine Noth, er aber tröstete mich so gut er konnte und versicherte mir, daß wir uns schon einrichten würden und in der That, es ging auch.

Es wurde mir allerdings sehr schwer. Neben den schmucken beiden Franzosen, mit denen ich zeither gereist war, mußte Friedländers kleine, eckige Figur mit dem großen Kopf und dem röthlichen, struppigen Haar gewaltig auffallen. Dazu ließen mich sein kaltes Auftreten und die langsamen, gemessenen Bewegungen an einen vornehmen Berliner denken. Aber kaum waren wir zwei Wochen miteinander bekannt, da verwandelte er sich bei mir zusehends. Der italienischen Sprache vollkommen mächtig, war er ein tüchtiger Kenner der italienischen Kunstgeschichte und der deutschen Literatur. Er kannte den West-östlichen Divan von Goethe, den ich zu meiner eigenen Schande damals noch gar nicht gelesen hatte, ganz auswendig und war voll Begeisterung über die italienischen Kunstschatze und Baudenkmale. Er war reich an tiefen Gedanken und an feinen, geistreichen Bemerkungen und nebenbei ein ehrlicher, fester Character.

¹⁰ Eduard Julius Theodor Friedländer war ein deutscher Numismatiker, geboren 25. Juni 1813 Berlin, gestorben 4. April 1884 Berlin.

Über Politik und religiöse Gegenstände wurde zwischen uns wenig disputirt, dagegen desto mehr über Kunst, und da er hier zu Hause war und ich von ihm nur lernen konnte, so sah ich wohl ein, daß Vetter Götzloff Recht hatte und daß einer, welcher dem andern in geistiger Hinsicht nachsteht, etwas von seinem forschen Auftreten zurückgehen muß, wenn nämlich die Freundschaft und die Einigkeit unter zwei Reisegesellschaften dauernd sein soll.

Da Friedländer bereits die bekannten, näher liegenden Orte um Neapel aufgesucht hatte, so machte ich mich allein auf den Weg. Ich ging zuerst durch die Grotte des Pausilipp bei Neapel.

Wahrlich, es war in der That ein großer, des Alterthums würdiger Gedanke, einen Lavaberg zum Thore Neapels auszuheben. Wer ihn zuerst gehabt hat und wer diese Gigantenidee ausführte, ist unbekannt, doch wissen wir soviel, daß es ein Werk von Menschenhand ist, und zwar eines der kühnsten und größten; denn die Grotte hat eine Länge von fast tausend Schritten und ist bei ungewöhnlicher Höhe so breit, daß zwei Wagen bequem einander ausweichen können.

Der Volksglaube ist nie verlegen, wenn er für Großes den Urheber angeben soll. Hier machte er den Dichter Vergil zum Baumeister, der sieben Jahre in Neapel lebte und dessen Grab über dem Eingang der Grotte noch heute gezeigt wird.

Der Weg durch die Grotte führt zum nahen Pozzuoli und in jene, vom verborgnen Feuer erwärmten Gefilde, aus welchen der Luxus der alten Römer Gärten zu schaffen wußte, in denen sich die Pflanzenwelt der heißen Erdgürtel entfalten konnte. Lucullus hatte hier seine berühmte Villa und die angesiedelten Griechen nannten den Bergrücken Pausilipe, weil er den Kummer der Menschen zu stillen vermöge¹¹.

Die Aussichten, welche er bietet, die Mannigfaltigkeit seiner Scenerien, seine mit blühenden und fruchtbeladenen Orangen und Feigen bepflanzten Hänge, die außerordentliche Üppigkeit des Bodens und die exotische Vegetation geben dem Pausilipp einen Reiz, der selbst in dieser himmlischen Gegend Anerkennung findet.

¹¹ Wikipedia: Pausilypon: „schmerzstillend“, „Ende des Leidens“.

Darum ist es kein Wunder, daß die Anmuth des Ortes die für das Schöne empfänglichen Alten bezauberte und die Großen der weltbeherrschenden Siebenhügelstadt in den Tagen ihres Glanzes miteinander wetteiferten, sich hier ein „Sorgenfrei“ zu erbauen und den Pausilipp mit Anlagen und Villen zu schmücken.

Wenn man durch die Grotte hindurch ist, gelangt man in kurzer Zeit nach Pozzuoli.

Die alten Bauwerke bestehen zwar noch in Ruinen und viele liegen begraben im Meere; was aber davon noch sichtbar ist beweist, daß das, was Sueton und Tacitus ehemals über die Größe und Pracht der römischen Bauten berichteten, keine Fabel ist. In der Kaiserzeit erwarb sich Pozzuoli den Beinamen Klein-Rom, jetzt ist es ein am Meerbusen von Bajae anmuthig gelegenes Landstädtchen, welches nichts Merkwürdigeres aufzuweisen hat, als die Reste der Vorzeit.

Das imposanteste Zeugnis von seiner einstigen Größe ist das Amphitheater. Es konnte über vierzigtausend Menschen fassen und war aus Quadersteinen in zwei Stockwerken erbaut, welche Säulengalerien zierten. Unterirdische Canäle standen mit dem Lago d’Averno in Verbindung, um, wenn das Amphitheater zu den Naumachischen Spielen benutzt werden sollte, die Arena in einen See verwandeln zu können.

Seit Jahrhunderten wird dieser Riesenbau als Steinbruch benutzt und jetzt hat der heilige Januarius in seinem zerbrochenen Gehäuse eine Kapelle darin.

Die Überreste des einst so berühmten Molo von Puteoli zeigen sich noch in dreizehn, aus dem Meere hervorragenden, ungeheuren Pfeilern. Hier ankerten die Handels- und Kriegsflotten der alten Welt und von diesem Hafendamme aus führte der Wahnsinn des Caligula jene stundenlange Schiffbrücke über das Meer nach dem jenseitigen Bajae, um eine Prophezeiung zu widerlegen, nach welcher er so wenig Kaiser werden, als über das Meer reiten würde.

Der Narr ließ die Brücke pflastern und ergötzte sich dann mehrere Tage daran, auf derselben hin und her zu reiten. Eine Lächerlichkeit, die dem Staate Millionen kostete, aber gewiß ebensoviele Bewunderer gefunden haben wird wie die unnützen Fürstenspielereien der späteren Zeiten.

Nordwärts von Pozzuoli geht der Pfad fortwährend über Trümmer und Schutthaufen zur Solfatara. Die Geologie ist eine Wissenschaft der neueren Zeit. Erst seit fünfzig Jahren setzt sie uns in den Stand, bei Betrachtung des Erdlebens aus der Sphäre der Einbildungskraft in die der Thatsachen zurückzukehren. Unter den gegenwärtigen Lebensäußerungen der Erde machen sich die Vulkane und ihre Wirkungen am meisten bemerklich und ist die vulkanische Thätigkeit in Italien zumeist auf zwei kleine Kreise beschränkt, von denen der Ätna den einen, der Vesuv den andern Mittelpunkt ausmacht. Die ganze Gegend von Neapel ist ausgefüllt mit Feuerbergen, von denen nichts mehr als die eingestürzten Krater zu sehen sind, deren Böden jetzt häufig Seen enthalten. Auch die Solfatara gehört zur Reihe ehemaliger Vulkane, die Neapel umgeben und der Krater derselben stürzte wahrscheinlich durch Erdbeben zusammen und bildete dann eine Decke über den Feuerherd, der noch nicht ganz erloschen ist, denn in der Ebene kommen aus unzähligen Spalten und Rissen fortwährend warme Schwefeldämpfe, deren Dünste an mehreren Stellen aufgefangen und zu Gasbädern benutzt werden, welche bei Hautkrankheiten sehr heilsam sein sollen.

Gar nicht weit davon entfernt liegt die bekannte Hundsgrotte, die freilich bei dem jetzigen Stand der physikalischen Kenntnisse eine geringere Anziehung ausübt als früher. Sie wurde deshalb so genannt, weil sie am Boden und an den Seiten dergestalt mit kohlen-saurem Gas angefüllt ist, daß ein Hund davon nach einigen Augenblicken betäubt wird, bei längerem Aufenthalt aber stirbt. Den Unverschämtheiten des Aufsehers dieser Grotte gegenüber, die eher ein Loch genannt werden sollte, ist es nothwendig, allemal nicht zu accordiren. Auch sollte man lieber das Hundeexperiment gar nicht vornehmen lassen und statt des grausamen Versuches mit dem Hunde, der erst in freier Luft sich allmählich wieder erholt, genügt es, am Verlöschen eines Lichtes dieselbe Wirkung zu beobachten.

Von da zurück über die sogenannte Villa des Cicero hinaus, die aber aus weiter nichts als unzähligen Steinhaufen besteht, immer am Rande der Bucht fortgehend, gelangt man endlich nach Bajae. Das Hotel della Regina ist eine ganz kleine Osteria, aber alles, was ich bekam, war gut und das Bett reinlich.

1839, Januar.

Müde und matt saß ich noch am späten Abend in meinem Lehnstuhl und ließ italische Bilder vor mir vorüberziehen. Ich sah im Geiste Tempel und Thermen, die Villen des Scipio und des Cicero, von Reben umschlungen, die Hügel von Falern, wo die Winzer bacchantische Feste feierten. Der Mittelpunkt aller Schönheit aber war ein weites Thal, von reizend geformten Hügeln umgeben, auf welchen zwischen Orangenhainen und blühenden Myrthenwäldchen die Säulenhäuser der römischen Großen ragten und dort, wo es sich gegen die Baia öffnete, lag die Stadt Sybaris der Weltbeherrscher, von der die Dichter sagten, daß Freude und Lust hier niemals ihren Kreistanz endigten.

Und was ist Bajae heute? Weniger als ein Schatten von ehemals. All' die Herrlichkeit des Alterthums ist verschwunden, nur wüste Trümmer und Säulenstücke, zerbrochne Simse und unkenntliche Brocken von Bildwerken sind über das Land zerstreut und unscheinbares Mauerwerk ragt da und dort über Schutthügeln und aus dem Gestrüpp hervor. Giftige Dünste hauchen den Tod aus Sümpfen, wo vor achtzehn Jahrhunderten die üppigsten Gärten in voller Pracht dufteten und da, wo hunderttausend Menschen Freudenfeste feierten und der Wein einer eroberten Welt in Strömen floß, wohnen jetzt einige arme Fischer und Winzer in elenden Hütten. Der Fluch der Unfruchtbarkeit hat die Felder früherer fabelhafter Üppigkeit getroffen. In ganz Italien giebt es keine ödere, unheimlichere Gegend als die von Bajae. Selbst für den Kunstfreund bietet sie vergleichsweise nur dürftige Ausbeute, denn obschon die ganze Landschaft mit Trümmern übersät ist, so sind doch nur wenige Überreste vorhanden, die durch ihre Größe das Auge fesseln. Die ansehnlichsten sind ein Tempel der Venus und die Rotunda eines Merkurtempels.

Auch der berühmte Hafen Bajaes, von vulcanischen Gewalten gehoben und in Folge von Erdbeben verwüstet, welche diese Gegend beständig heimsuchen, ist für die Schifffahrt gegenwärtig ganz unbrauchbar geworden. Der Grund des

Meeres hat sich so sehr gehoben, daß nur ganz kleine Fischerfahrzeuge da einen Stationsort finden, wo zur Zeit des Augustus die vereinigten Flotten des weltgebietenden Roms vor Anker lagen.



Küstenstädtchen Bajae bei Neapel, einst Badeort mit heißen Quellen.

Nachdem ich vollständig ausgeruht hatte, trat ich am andern Morgen meine Wanderung, welche mir Freund Friedländer genau angegeben und vorschrieben hatte, von neuem an und bestieg vor allen Dingen das nicht sehr weit entfernte Castell von Misena. Die Aussicht war herrlich, wie man sie so leicht nicht wiederfinden wird. Von der Zinne des Thurmes übersah ich beide Meeresbusen, sowohl den von Bajae, als den von Neapel mit allen ihren Inseln, die ganze Küste von Gaeta bis hinüber nach Sorrent, den Vesuv, das Castell Sant'Elmo bei Neapel, den Pausilipp, Pozzuoli, Pompeji und Herculenum, den Monte Sant'Angelo und alle die Orte, an welche sich welthistorische Namen und Begebenheiten knüpfen.

Ist der Tag günstig und die Atmosphäre rein, so kann man die Gestade von Sicilien und den hochbeschnittenen Gipfel des Ätna entdecken, der wie ein lichtiges Wölkchen am südwestlichen Horizont hervorschimmert. Leider war es an jenem Morgen nicht so heiter und so fuhr ich auf einem kleinen Boot hinüber nach der Insel Procida. Abentheurer aus Griechenland hatten sich in früheren Jahren hier niedergelassen und eine Colonie gegründet, deshalb ist es auch

noch Sitte, daß die Frauen zu gewissen Tagen ihre nationale Tracht, einen roten Überwurf mit Goldstickerei, anlegen und ihren Nationaltanz, die Tarentella, tanzen.

Gegenwärtig hat sich diese Sitte erweitert und wenn ein Fremder in einer Trattoria sich sehen läßt, so werden die Kleider flugs angelegt und der Tanz beginnt, um ein passendes Geschenk zu erhalten. Gewöhnlich tanzen ihn zwei Mädchen, die dritte schlägt das Tamburin dazu und singt. Klagen eines getrennten Liebhabers, auch wohl Trotz eines verschmähten, sind meistens der Inhalt dieser Gesänge. In manchen von ihnen stehen Madonna und Cupido in Eintracht nebeneinander. Die Tänzerinnen stellen sich einander gegenüber, ergreifen mit beiden Händen die Zipfel ihrer breiten Schürzen und hüpfen bald links, bald rechts. Bald stemmen sie die linke Hand in die Seite und halten die Schürze mit der rechten hoch in die Höhe, bald ziehen sie die Schürze eng um die Knie. Jeden Augenblick verändern sie ihre Stellung und ihr Spiel mit der Schürze. Bald schweben sie beieinander vorbei, bald geben sie mit sanfter Beugung des Knies und Hervorschleifen des Fußes sich das Zeichen, in der Mitte zusammen zu kommen, lassen die Schürzen fallen, schweben im Kreise um einander und schlagen mit emporgehaltenen Händen die Castagnetten zusammen oder ahmen ihren Schall mit den Fingern nach. Die Laune der Tänzerin kann den Sinn, den vielleicht einer dieser Tänze ausdrücken soll, mit jedem andern vertauschen. Doch habe ich dabei nie etwas Rohes oder Unanständiges bemerkt.

Nachdem ich die Festung erstiegen und mich an der herrlichen Aussicht über die nahe Küste und das Meer ergötzt hatte, fuhr ich in einer kleinen Stunde hinüber nach Ischia.

Sie ist die größte und schönste des ganzen Golfs und erhebt sich, in Kegelform dem Meere entsteigend¹², anfangs steil, dann aber sanft bis zum Gipfel. Die ganze Insel ist in der That ein bloßer Vulkan, der im Grund des Meeres wurzelt. Auf der Seite nach Procida hin haben Erdbeben ein Stück vom Eiland abgerissen und die Trümmer davon, ein Fels, steht in der brandenden Fluth. Den Gipfel krönt, wie fast überall hier, ein Kastell, das die Bucht vertheidigen half. Eine

¹² Siehe eine ähnlich lautende Formulierung in: Meyer's Universum ... Zehnter Band, Hildburghausen/Amsterdam/Philadelphia 1843, S. 114.

lange Brücke, kühn über den Abgrund hingeworfen, führt von der Insel hinüber. Mein Boot schiffte vorbei und landete in Forio d'Ischia, einem freundlichen, am Ufer sich hinstreckenden Städtchen.



Überfahrt nach Ischia.

Die liebliche Lage der Insel zog zu allen Zeiten fremde Besucher herbei und wirkte auch auf mich zauberisch ein. Der Aufenthalt im heißen Sommer ist mehr auf der Nord- als auf der Südseite zu empfehlen, weil diese den Einwirkungen der sengenden Sonne zu sehr ausgesetzt ist. Ich kehrte in einer Locanda an der Piazza ein, wo ich recht gut logirt war, und wohnte in demselben Zimmer, in dem vor einigen Jahren der König von Baiern, Ludwig I., logirt hatte. Merkwürdig bleibt mir immer noch, daß die Wirthin mir abends eine gewärmte Bettflasche in's Bett gesetzt hat. Als ich sie am andern Morgen darüber befragte und meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, bemerkte sie, daß der König Ludwig alle Tage eine Bettflasche habe erhalten müssen.

Nahe bei Ischia befinden sich warme Bäder, mit einem in elegantem Styl gebauten Kurhaus und hübschen Gartenanlagen, die im Sommer stark besucht werden. Ich machte mich am andern Morgen frühzeitig auf, um das Innere der Insel zu besuchen. Zuerst kam ich nach Casamicciola, einem andern Kurort mit warmen Quellen. Die Badeanstalten sind geräumig, leiden aber, wie es mir schien, an dem großen Übel Neapels, der Unsauberkeit und Unreinlichkeit. Lacco war mein nächstes Ziel, ein Flecken, der, malerisch an's Ufer gebettet,

einen kleinen Hafen hat. Hier hielt ich mich nicht lange auf, sondern eilte sogleich nach Forio d'Ischia, an der westlichen Seite des Eilandes. Der Weg ist reizend. Bald führt er am Meere hin, bald über blühende Thäler oder Hügel, von denen man die Hauptstadt, den Vesuv oder die Küste gewahrt und eine Fernsicht über den Ocean genießt.

Die Gestade des Eilandes selbst bieten bei jedem Schritt eine andere Scenerie. Hier hängt ein weit vorstehender Fels durch eine schmale Erdzunge mit dem Lande zusammen, dort thürmen sich über den Wellen einzelne Klippen. Daneben erfreut die sorgfältigste Cultur. Jedes Eckchen Land, jeder Felsvorsprung, wo eine handvoll Erde Platz findet, ist benutzt und angepflanzt. Die Gelände tragen Weinstöcke, die unter der Last der Jahre seufzen; in den Thälern winden sich die Baumreben um die schlanken Pappeln, um Oliven und Maulbeerbäume und knüpfen die alternden Stämme mit Laubgewinden zusammen. In geschützten Felsennischen beugen sich die hohen Feigenbäume und große Obstplantagen von allen Sorten nehmen die rauheren Lagen ein. In den Thälern mischen sich Orangen- und Citronenwäldchen mit den zarten Boskets der Akazie und des Jasmins und an den sonnigsten und trockensten Stellen glühen Granatbäume und saftige Agaven und Aloe recken ihre Blüthenkronen empor. Kaktusarten mit großen, gelben Blüten bilden ganze Hecken oder bekleiden die verwitterte Oberfläche der Lavaströme, welche sich von dem Gipfel des ehemaligen Vulcans nach allen Seiten hin bis zum Meere erstrecken.

Viele Gewächse blühen auf diesem trocknen Boden, auf welchem nie eine Schneeflocke liegen bleibt; Sommer und Winter, wie man sie nur in den Tropenländern findet. Selbst die Baumwollstaude und das Zuckerrohr kommen hier fort und andre, gleichartige Pflanzen gedeihen hier, genährt von der fruchtbaren, milden Erde, erwärmt von dem im mütterlichen Schooße glühenden Feuer und von dem kräftigen Sonnenstrahl, der nicht sengt, weil er sich an dem Hauche des Meeres kühlt.

Vesuv.

Von hier aus nahm ich einen Führer und ein Maulthier. Anfangs ritten wir zwischen Gartenmauern unter einem Dach von Obstbaumzweigen hin. Sowie wir aber die Gärten hinter uns hatten, ging es steil aufwärts. Je näher dem Gipfel, desto unwegsamer wurde es. Ungeheure Tuffsteinblöcke versperrten öfters

den Pfad und wir mußten sie umklettern; an andern Stellen hingen Lavafelsen über unsern Häuftern wie gefrorne Wasserfälle mit langen Zacken. Fünftehalb Stunden brauchten wir, den Gipfel zu erreichen und ganz ermattet klopfen wir an das Pförtchen der Einsiedelei, wo zwei Patres aus dem Kloster der Stadt abwechselnd ihre Wohnung haben. Sie hießen uns herzlich willkommen und brachten uns einen Krug Bergwein und einen großen Laib Weizenbrod.

Nachdem wir uns gestärkt hatten an den Gaben der gastfreien Mönche, erstiegen wir, von ihnen geleitet, den äußersten, höchsten Rand des Kraters. Leider war der Himmel etwas bedeckt und die Beleuchtung war nicht so prächtig. Graue Wolken zogen ostwärts und an ihnen sah man die Schatten des gezackten Berges, auf dem wir standen. Tief unten lagen das Meer und die weit ausgeschnittenen Gestade Italiens mit dem Vesuv, aus dessen Innern lichte Rauchwolken emporstiegen. Der Vulkan, auf dem ich stand, schlummerte und nur, wenn seine mächtigeren Nachbarn Flammen speien und glühende Lavaströme hinabrollen, soll er noch manchmal Lebenszeichen von sich geben. Der Rückweg war nicht weniger beschwerlich als die Besteigung und erst auf der Hälfte des Berges, in der Umgebung der herrlichen Natur, wurde der Weg bequemer. Zwischen blühenden und fruchttragenden Orangenbäumen öffnete sich zuweilen ein Durchblick aufs Meer und die Inseln. Ein zarter, lichter Dunst, welcher dem südlichen Italien eigen ist, warf einen Zauberschleier über alle Gegenstände und erhöhte die Reize der Aussicht um so mehr.

Neapel.

Mit Anbruch der Dämmerung kam ich nach Porto d'Ischia zurück und fuhr am andern Morgen mit einem kleinen Boot an Procida und Nisida vorbei nach Neapel zurück, wo ich gegen elf Uhr wieder eintraf. Abends eilte ich zu Vetter Götzloff und erzählte ihm und seiner lieben Gattin von den Freuden der gehaltenen Reise, die mich, wie seelige Träume, durchs ganze Leben begleiten und ewig in Erinnerung bleiben werden.

1839, Januar.

So war ich denn glücklich von meiner ersten Reise in die Umgebung Neapels zurückgekehrt und ich machte am andern Tage meinen ersten Ausflug in die Stadt. Unter den ungeheuren Volksmassen, die an mir vorüberzogen, habe ich nur wenige hübsche Gesichter bemerkt, es sind stumpfe, formlose Gesichter.

Die Männer, obgleich besser gebildet als die Weiber, haben die schlaffe Haltung mit den übrigen Italienern gemein und fügen ihr nur noch etwas sehr Gemeines in ihren Manieren bei, das ihnen überall einen schlechten Ruf verschafft hat. Indessen ist das hiesige Volk sehr thätig und macht vor allen Dingen viel Spectakel. Ich hätte es für unmöglich gehalten, daß es etwas Lärrenderes gäbe als den Boulevard in Paris, indessen wird dessen Getöse von dem des hiesigen Straßenlärms noch übertroffen, da hier das ununterbrochene Gerassel der Wagen zu allem Übrigen kommt und der Franzose in der That noch ein stiller Mann gegen den Neapolitaner genannt werden muß, der nach der Oken'schen Eintheilung offenbar zu den Brustthieren gerechnet werden sollte, da der ganze Kerl bloß aus Lunge zu bestehen scheint. Man denke sich eine halbe Million solcher Schreier und man kann sich das furchtbare Spectakel vorstellen.

Auch sind sie ungemein lustig und ein sorgloseres, leichteres Volk kann's nicht geben. Diese himmlische Natur, die ja alles schier von selbst giebt, erleichtert den untern Classen ihr Loos gar sehr, das bei uns durch Hunger und Kälte oft so fürchterlich gemacht wird, indem sie von beiden so gut als gar nichts fühlen dürfen, wenn sie sich nur ein wenig rühren wollen. Vor meinen Hause spielt nun schon den ganzen Morgen ein Junge von fünf bis sechs Jahren, halb nackt, mit den anderen Kindern, die in der Regel außer Mütze und Hemd auch nicht viel auf dem Leibe haben; die Garderobe-Ausgaben können also für sie nicht beträchtlich sein. Eine Stube ist für die ganze Familie hinreichend, da sie ja doch den ganzen Tag vor der Hausthüre oder auf der Straße liegen und Macaroni, die, mit den wohlfeilen Liebesäpfeln gekocht, ein ganz vortreffliches Gericht abgeben, kriegen sie für ein paar Grani im Überfluß. Diese leichte Existenz macht sie denn auch lustig und leichtsinnig wie die Kinder, bei jeder Kleinigkeit laufen sie zusammen und schreien unbändig.

Blumenhändler und Korallenverkäufer bestürmen den Fremden, sobald er sich blicken läßt. Man muß freilich darum feilschen und das Lohnendste dabei ist die Explosion der südlichen Natur. Erst drücken Augen, Miene und Hände das beleidigte Gefühl oder den Zorn des Mannes über die Niedrigkeit des gebotenen Preises aus. Dann bricht der Wortschwall lavaartig hervor. Er verwünscht sich selbst und schwört bei allen Heiligen, daß er die Waare nicht billiger lassen kann. Wie im Schmerz oder mit einem verächtlichen Aufwerfen des Kopfes reißt er die Korallenschnur, um die man handelt, stumm an sich und geht weiter.

Aber er kommt wieder, läßt die Schnur vor unsern Augen im besten Lichte spielen, schmeichelt von neuem, schlägt sich mit der Faust auf die Brust, seufzt und streicht endlich mit einer Verbeugung das Geld ein, um sich den etwaigen Verlust von einem andern, weniger kundigen Käufer doppelt und dreifach ersetzen zu lassen.

Von dem tollen Leben in den Straßen der innern Stadt, die der Fremde wenig besucht, macht man sich gar keinen Begriff; man ist da in beständiger Gefahr gerädert zu werden. Wagen an Wagen rollt im schnellsten Trabe durch dieselben und da sie ohne Trottoirs sind, so weiß man sich oft nur durch Flüchten in die nächste Hausthür zu retten. Das Pflaster, aus großen Lavaplatten zusammengefügt, ist schön, nur machen Staub und Hitze das Gehen beinahe unmöglich und es thut einem ordentlich wohl, wenn man aus diesem Gewirre heraustrreten kann.

Mit Ausnahme der stundenlangen Villa Reale am Meer und der Straße Toledo, die, in einem rechten Winkel auf die letztere zugehend, die Stadt der ganzen Länge nach durchschneidet, sind fast alle Straßen sehr eng und da die, den Golf in großem Bogen umziehende Stadt sich rückwärts an zum Theil sehr steile Hügel anlehnt, so sind auch wenige Straßen eben. Dafür entschädigen dann freilich die am Ende derselben sich eröffnenden Aussichten auf die mit starken Kastellen gekrönten Felsen, auf den Vesuv und auf das schimmernde Meer mit seinen weißen Segeln hinlänglich, selbst für den Mangel an bedeutender Architektur, die man fast gar nicht trifft, obwohl die hohen Häuser ein äußerst malerisches Aussehen durch die Balkons erhalten, die an denselben vor jedem Fenster angebracht sind.

Gewöhnlich laufen sie die ganze Länge der Etage hin und jedes Fenster hat den seinigen. Auf der Schattenseite sitzt und hantirt zum Mindesten die ganze weibliche Bevölkerung des Hauses, wenn sie nicht vor der Hausthüre oder in den Straßen, wo der Steile halber nicht gefahren werden kann, Platz nimmt.

Alle Geschäfte werden auch da besorgt; der Schuster hämmert auf der Straße und der Koch bratet wie in seiner Küche; man trocknet Wäsche, man näht, man kämmt sich und macht Toilette; ja es müßte wunderbar zugehen, wenn sie nicht fortwährend in der eifrigsten, drastischsten Unterhaltung oder scheinbarem Streit unter sich oder mit den Nachbarn wären, sodaß man sich am Quai Santa

Lucia tagelang mit der Betrachtung eines solchen Hauses mit seinen fünf bis sechs Balkons die Zeit vertreiben kann.



Blick auf Castellammare di Stabia und den Vesuv.

1839, Januar.

Ich stand eines Tages abends auf dem Plateau unsrer Wohnung, als eben der Vesuv und das ganze Ufer des Busens über Castellammare bis Sorrent noch einmal, von den letzten Strahlen der Sonne gestreift, in Purpur und Violett aufleuchtete und mir sein felicissima notte zurief.

Wenn man in seiner Jugend von dem himmlischen Italien hört, so schmückt man sich das, was zu Hause als schön gilt, zu höherer Potenz aus. Das, was der Deutsche „schön“ nennt, „das Freie“, kennt der Italiener nicht. Es ist leicht gesagt, die schönen Punkte um Neapel aufzusuchen, aber es ist schwer auszuführen, denn der Eingang zu solchen Punkten führt immer erst durch ein Haus. Von freien Plätzen, die dem Volke und dem gemeinsamen Genusse aller zugänglich wären, ist gar keine Rede. Der ganze, lange Bergrücken des Posilippo, der sich von Nisida bis Capo di Monte hinreckt und von dort aus durch die Cascini in die Terra di Lavoro ausläuft, besteht aus Gärten oder Villen, sodaß vom Meere aus gesehen das Ganze wie ein gegen die Höhe angelegtes Schachbrett aussieht, dessen Felder zwar grün sind von Gewächsen aller Art, die aber durch die strenge Absonderung eines Nachbarn gegen den Andern durch hohe

Mauern, sowie durch den Unterbau, den das Erdreich erfordert, in lauter kleine Theile zerfallen.

Ich bin stundenlang auf diesem Rücken hingegangen und habe nicht über die hohen Mauern des Weges hinweg sehen können, wobei noch die Aloe und Cactus, welche die Mauern begrenzen, zuletzt ihren Reiz verlieren, so sehr daß selbst einige der wenigen Palmen, die es hier giebt, nur zeitweise die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen können. Es ist mir bei solchen Ausflügen nichts übrig geblieben, als hier und dort den Eingang in eine Villa zu erbitten, der mir auch stets gewährt wurde.

Keine Stadt Italiens hat deshalb öffentliche Örtlichkeiten oder schöne, umgebende Anlagen, zu denen man hinausgeht. Von Dörfern, die mit ihren Gärten und Wirthshäusern anziehen, ist hier keine Spur vorhanden. Es ist, als ob die Hitze die ganze Bevölkerung in die Schatten der Häuser und engen Straßen zusammenjagte, weil kein Wald dicht genug sein kann, um sie draußen zu schützen. Die Italiener haben weder Bedürfnis noch Lust, durch Feld und Wald zu streifen. Solch ein Schweifen und Singen wäre hier eine Ausnahme.

Es sind nun schon über zwei Jahrtausende, daß es jener zauberreichen Sirene gefiel, unter dem schönsten Himmel und da, wo die Wogen des tyrrhenischen Meeres am lieblichsten an die Gestade plätschern, in's Grab zu steigen. Dann kamen die heiteren Griechen, gaben sich den Offenbarungen der Sirene gefangen und siedelten sich mit einer neuen Stadt an der Seite der schönen Nachbarin an. So entstand Neapolis.

Aber die unholden Römer vernahmen die Sage von dem traulichen griechenseeligen Tête à Tête, rissen neidvoll die Griechen aus den Umarmungen der Sirene, um die zauberhaften Reize auf sich wirken zu lassen, und siehe, da konnten sich die römischen Großen der Fessel dieses lieblichen Aufenthalts nicht mehr entwinden. Lucullus, der geistreiche Feinschmecker, pflanzte üppige Gärten am Pausilip, anlehnend an die steil gegen das Meer abspringenden Felsen von Pizzofalcone. (Gaius Asinius) Pollio, der raffinirte Schlemmer, siedelte sich ebenfalls dort an. Die Cäsaren schufen sich hier ein Sans Souci um das andre. Vergil selbst, der Zauberer und Sänger, begeisterte sich in der Sirenenstadt zu unsterblichen Gesängen. Da fiel Rom und wie ein Schattenbild enthuschte auch die römische Herrlichkeit dem Gestade der Sirene. Die Sänger

und Zecher flohen vor dem wilden Völkerstrom, der sich mit Ungestüm über die üppige Landschaft ergoß. Und wie sie kamen und gingen, die Gothen und Langobarden, die Sarazenen und Normannen, die Hohenstaufen und Spanier, der alte Zauber wirkte ungeschwächt, die übermächtige Eigenart blühte fort. Die Tyrannen bauten Kastelle und die Mönche errichteten ihre geistlichen Zwingburgen, aber Neapel blieb Sirenenstadt und ist unstreitig eine der eigenartigsten Städte im alten, abgeschliffnen Europa.

Diese Eigenart zu verstehen, dazu gehört mehr als oberflächliche Reiseroutine und nur nach langen und unter verschiedenen Stimmungen angestellten Beobachtungen läßt sich ein günstiges und billiges Urtheil erwarten. Dem Fremden gegenüber hat der Neapolitaner seine eigene Moral, die er mit natürlicher Schlaueit applicirt. Ein Naturproduct, das durch die frühere Mißwirthschaft der Pfaffen zwar kein Culturproduct werden, aber doch bei seiner trefflichen Veranlagung nicht ganz zur Caricatur herabsinken konnte.

1839, Januar 15.

Das Wetter schien sich zu ändern und der neapolitanische Winter zog ein; es regnete schon mehrere Tage und es war höchst ungemüthlich in den Zimmern mit Steinboden. Das hätte man einem vorsichtigen Reisenden wohl ersparen können und es würde nichts geschadet haben, wenn man im Allgemeinen mehr Bedacht darauf genommen hätte, daß die Fenster und Thüren besser schließen, als hier in Neapel üblich; wie man überhaupt eine ganz besondere Vorliebe für unnöthigen und leicht zu vermeidenden Zug entwickelt findet, als ob man darauf ausgegangen wäre, ihn künstlich herzustellen, wo er natürlich nicht schon vorhanden ist. Eine höchst bedenkliche Auffassung der Ventilation.

Kaum ein Local kenne ich hier, welches sich nicht einiger durchaus unnützer Thüren erfreute, die mit dem größten Scharfsinn gewöhnlich einander so gegenüber stehen, daß es keinen Sitz in der Stube giebt, der nicht von allen Winden des Compasses umweht würde. Das ist denn doch sehr unangenehm für einen nordischen Reisenden, der in Betracht des südlichen Climas seine warmen Kleider und Überzieher zu Hause ließ.

Freund Friedländer, mit dem ich endlich näher bekannt geworden war und der einen prächtigen Schlafrock, mit Pelz gefüttert, mitgebracht hatte, sah vergnügt

und zufrieden drein, wenn ich mit meinem dünnen Röckchen mich in der hohen Stube und bei dem elenden Holzkohlenfeuer nicht erwärmen konnte.

1839, Januar.

Das Intressanteste, ich möchte fast sagen alles Intressante, was Neapel an Kunstschatzen besitzt, ist im Museo Borbonico zusammengehäuft, einer in vieler Hinsicht außerordentlich reichen, in einigen Teilen sogar eine der bedeutendsten Sammlungen der Welt. Allerdings verdankt das Museum seine Schätze größtentheils den Ausgrabungen in Pompeji; eigentliche, kunstliebende Herrscher, die einheimische oder fremde Productionen wesentlich gefördert hätten, scheint Neapel kaum gehabt zu haben, denn die Gemäldegalerie ist sehr dürftig, sogar die Neapolitanische Schule ist nichts weniger als ungenügend vertreten.

Die spätern Maler Italiens ausgenommen, kannte ich noch wenige von den verschiedenen Schulen. Von der ältern Richtung hatte ich noch so gut wie nichts gesehen. Da das schlechte, regnerische Wetter fort dauerte, da sogar eines Tages der Vesuv ganz mit Schnee bedeckt war, mit Ausnahme des Kraters und der Lavaöffnungen, so nahm mich Friedländer alle Tage mit in's Museum und machte mich auf die schönsten und besten Sachen aufmerksam.

So ist zum Beispiel von Spagnoletto ein betrunkenener Silen da von der prägnantesten Wahrheit und Energie der Darstellung, aber der an sich widerliche Gegenstand ist, anstatt mit der graziösen Noblesse und feinen Ironie der Griechen, wie man sie z. B. beim Barberini'schen trunkenen Faun findet, mit einer solchen Unanständigkeit aufgefaßt, der Maler stand so sehr auf gleicher Höhe mit den Personen, die er darstellte, daß er in dieser Beziehung selbst ähnlichen Bildern von Rubens den Rang abläuft¹³.

¹³ So wie beispielsweise hier hat Hübner bei der Übernahme oder Adaption von Literaturstellen Kommas weggelassen, wodurch sich der Sinn der jeweils abgeleiteten Formulierungen schwerer erfassen läßt. Hier verwendet Hübner folgende Literaturstelle: „So ist z. B. von Spagnoletto ein betrunkenener Silen da, von prägnantester Wahrheit und Energie der Darstellung, aber der an sich widerliche Gegenstand ist anstatt mit der graziösen Noblesse und feinen Ironie der Griechen, wie man sie z. B. bei'm Barberini'schen trunkenen Faun findet, mit einem solchen Cynismus aufgefaßt, der Maler stand so sehr auf gleicher Höhe mit den Personen, die er darstellt, daß er in dieser Beziehung selbst ähnlichen Bildern des Rubens den Rang abläuft und nur mit Teniers oder Jordaens zu vergleichen ist.“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 31).

Von schönen Arbeiten anderer italienischen Schulen findet man wenigstens einige höchst bedeutende, die einen für den geringen Gehalt der Mehrheit entschädigen müssen.

So waren von Raffael mehrere Portraits da, deren eines, ein Mann von mittlern Jahren in schwarzer Tracht, eine solche Meisterhaftigkeit zeigt, wie ich sie weder in Paris noch Brüssel gefunden hatte, dagegen gefiel mir das daneben hängende Portrait eines Cardinals weniger. Wieviel ungezwungener ist Tizians Bild Pauls III. oder sein Philipp II., beide wahre Zierden der Galerie. Correggio entzückte uns durch einige kleine, aber sehr hübsche, graziöse Bilder: eine reizende Hagar und eine Vermählung der heiligen Katharina, die ganz besondern Farbenreiz und Anmuth zeigt. Das ist so ziemlich das Beste, was in der Gemäldegalerie zu sehen ist.

Desto mehr ist jedoch die Antikensammlung zu berücksichtigen, die nur von dem britischen Museum an Reichthum überboten werden möchte. Ich kann mich bloß darauf beschränken, das Bedeutendste zu erwähnen: In dem Saal, wo die Halle der Flora sich befindet, wurden wir bald von dem großen antiken Mosaik der Alexanderschlacht gefesselt, sodaß wir sobald nicht wieder weg kommen konnten.

Wenn man die Vollendung der antiken Statuen kennt, so kann man sich leicht denken, daß die Alten auch vortrefflich gemalt haben müssen; hier ist die Bestätigung dieses Satzes zu finden, denn herrlicher und lebendiger ist niemals ein Schlachtgewühl dargestellt worden. Obwohl keine eigentliche Perspective, so wenig als Lichtvertheilung hier wahrzunehmen ist, so sind die Farben doch so glücklich vertheilt, daß alles trefflich auseinander geht. So unvollkommen auch die Ausführung des einzelnen Details ist, so vollendet schön ist doch die Zeichnung des Ganzen und jener schöne Rhythmus der Linien, ohne den ein historischer Gegenstand nie recht zu seinem Werthe kommt.

Abgesondert von dem Saal des Atlas, wo die Portraitbüsten die unübertreffliche Geschicklichkeit der Alten in dieser Kunstgattung uns darlegen, ist das Gemach mit der Gruppe des berühmten Farnesischen Stieres: Es ist dies unstreitig eines der schönsten Werke der griechischen Kunst, die uns übrig geblieben sind und nur zu bedauern ist, daß es soweit gehender Restaurationen bedurfte. Die besser erhaltenen Theile der colossalen Gruppe, wie der Stier selbst, die Körper der

beiden Helden und der Bacchanten sind von außerordentlicher Vollendung und jener großen Einfachheit des Styls, wie sie eben den besten Werken jener Periode eigen ist, deren edle Auffassung der Naturformen nur von ihrer Genauigkeit und Treue im Studium derselben überboten wird.

Viel weniger sprach mich dagegen der bekannte farnesische Herkules an, der mir hier im Original als eine viel zu schwerfällige Figur erschien, bei welcher der Kopf das Beste ist, der Körper aber mehr einem Biertrinker ähnelt.

In der Sammlung der antiken Bronzen gefiel uns ein betrunkenner Faun auf einem Weinschlauch und die Statuette eines tanzenden Fauns, die von ganz unübertrefflicher Lebendigkeit der Ausführung und sonach ein Meisterwerk in seiner Art war.

Da des Guten zuviel hier war und man nie zuviel des Schönen auf einmal sehen soll, so gaben wir heute die Besichtigung der übrigen Säle auf und behielten uns die Wanderung in den übrigen Theilen des Museums, welche die pompejanischen Alterthümer betreffen, für ein Andermal vor.

1839, Januar.

Eine solche Zudringlichkeit im Anbieten von Diensten, vermöge derer ein Kutscher Straßen lange neben dem Fremden herfährt und seinen Wagen aufdringen will, eine so große Unverschämtheit im Betteln, eine solche Naivität der Prellerei dürfte schwerlich sich irgendwo wiederfinden. Ich bin mehrere Male von Herren, die besser gekleidet waren als ich, angebettelt worden und daß Damen im Schleier, die durchaus nicht lose Dirnen sind, um einen Carolin bitten, ist gar nichts Seltnes.

Freilich gewöhnt man sich leicht an diese Unordnung, da das Volk im Allgemeinen nicht frech und anmaßend ist. Es schämt sich nicht zu betteln, ist aber weit entfernt vom Trotz.

1839, Januar.

Nach einer schlaflosen Nacht in Folge des Lärmens, der in mein Zimmer drang, als ob die Hölle auf den Straßen Carneval feierte, sah ich endlich Neapel wieder bei einem schönen Tag. Es ist mir wie ein einziger großer Pulcinellkasten.

Wenn man Gelegenheit hat, Seiltänzer und Kunstreiter fünften Ranges vor ihren Buden zu beobachten, so hat man das Gros des Neapolitaners: Harlequins in Civil, Pulcinells im Negligé, Colombinen in Lumpen.

Steigt man hinauf in die höhern und höchsten Classen der Gesellschaft, geht man spazieren in der herrlichen Villa Reale, studiert man die Insassen der Carrossen, die Haltung und den Gang von dem, was in Sammt und Seide dort florirt und den neapolitanischen Dialect spricht, so kann man an jeden Beobachter von Wahrnehmungskraft appelliren, ob er auch nur eine einzige Figur gefunden hat, welche auf einen ästhetischen Weltmenschen einen anständigen Eindruck zu machen vermöchte: Die Herren wie im absichtlichen Sontagsstaat von Schneider- oder Barbiergesellen; die Damen saloppen¹⁴, als hätten ihre Roben sich in ihrem Berufe geirrt und sollten eigentlich Robes de Chambre sein. Sie sieht aus, diese neapolitanische Beau Monde, als ob sie mit Mehl und Eiern angerührt wäre.

Macht man einen Sprung in die Tiefe der Gesellschaft, da wo das Insectenpulver zur gebieterischen Nothwendigkeit wird, so dürfte Murillo in der Kunst zu copiren für einen Stümper zu halten sein¹⁵. Um diese Gestalten zu malen, müßte man statt zum Pinsel zum Besen greifen und erst eine neue Farbe erfinden, etwa ein Gemisch von Schornsteinruß und Gassenkoth. In diesen Gesichtern liegt ein solches Maaß von Alltagsgemeinheit, eine solche Heruntergekommenheit, daß der momentan pikante Character dieser Genrebilder in der nächsten Minute uns verschwommen erscheint.

Alles schwimmt zu einem Chaos hier zusammen und nur der Schmutz und die soziale Anarchie der Straße bleibt, auf der man kocht, brät, verdaut und schläft. In den Häusern, wo kein Hausmann fungirt, ist gewöhnlich die Treppe bis in's zweite Stockwerk voll Unrath und im Theater San Carlo wie im Theater Policinello fällt es keinem Menschen ein, die Orangenschaalen oder Papierstreifen

¹⁴ „saloppen“ ist fehlerhaft aus folgender Literaturstelle übernommen: „Die Herren wie im absichtlichen Sontagsstaat von Schneider- oder Barbiergesellen; die Damen – saloppe, als hätten ihre Roben sich in ihrem Berufe geirrt ...“ (Über Land und Meer. Allgemeine illustrierte Zeitung, Bd. 28, Stuttgart 1872, Nr. 30, S. 18 f.).

¹⁵ Hier liegt offensichtlich eine Verunstaltung folgender Literaturstelle vor: „Machen wir jetzt einen Sprung in die Tiefe der Gesellschaft, da, wo das Insectenpulver zur gebieterischen Nothwendigkeit wird, so habe ich Murillo für einen Stümper in der Kunst zu kopiren zu halten gelernt.“ (Über Land und Meer. Allgemeine illustrierte Zeitung, Bd. 28, Stuttgart 1872, Nr. 30, S. 19).

aller Art wegräumen zu lassen. Über alle Maßen frech und flegelhaft sind die Fiaker, die schwierigen Kerle brüllen einen nicht nur an, sondern sie fahren in Schlangenwindungen um Einen herum und spritzen so den Räderkoth auf Eienen.

In summa, es ist eine total verkommne Gesellschaft, das Straßenvolk¹⁶. Es kocht, ißt und trinkt auf den Straßen und verunreinigt sie in ungenirtester Weise. Alles dieses tolle Treiben ist für einen Nordländer eine entsetzliche Pein und läßt ihn erst Ruhe finden, wenn er die Stadt von Ferne sieht, zum Beispiel am Posillipo. Dort sieht man Neapel zur Linken, wie es prächtig in einem Halbkreis bis zum Fort Sant'Elmo aufsteigt und sich um den ganzen Golf herum bis Castellammare fortsetzt. Dahinter der rauchende Vesuv, im Meere die Insel Capri, und das Meer selber wie ein blauer Spiegel, dessen Rahmen der Horizont bildet.

1839, Januar.

Ganz nahe am königlichen Schloß, das neben dem Castel Nuovo sich befindet, liegt das große Theater San Carlo, das im Innern im Jahre 1816 total abgebrannt, aber nach dem ursprünglichen Plane wieder hergestellt ist. Es hat sechs Stockwerke Logenreihen über einander und in jeder Reihe befinden sich 36 Logen, sodaß es wohl unter die größten Theater der Welt gehört. Auch werden in demselben die gepriesensten Werke von alten und neuen Componisten wie zum Beispiel von Rossini, Bellini und Mercadante aufgeführt; allein die Vollkommenheit, mit welcher in Deutschland die Opern aufgeführt werden, fand ich hier keineswegs. Zuvörderst kam es mir höchst sonderbar vor, daß in der ganzen Wintersaison bloß eine einzige Oper alle Abende gegeben wurde und daß das neapolitanische Publicum sich dieses ruhig gefallen ließ. Man gab nämlich ein und alle Abende die Oper „il giuramento“ (der Schwur) von Mercadante und war dieses Werk eines der besseren von den bekannten italienischen Operncomponisten; allein ein und dasselbe Werk alle Abende hören zu müssen ist doch zuviel. Nun kommt auch noch dazu, daß die Sänger selbst nicht ausgezeichnet waren; nur drei derselben, Nourrit, die Spech-Salvi und die Pucini waren wirklich vorzüglich.

¹⁶ Hier verwendete Hübner folgende Literaturstelle: „In Summa, es ist eine total verkommene Gesellschaft, das Straßenvolk von Neapel.“ (Über Land und Meer. Allgemeine illustrierte Zeitung, Bd. 28, Stuttgart 1872, Nr. 30, S. 19).

Die Chöre waren sehr schwach besetzt und hatten gar keine Action, sodaß eine Oper in Dresden oder Berlin, in München oder Braunschweig die hiesige in



Schauspieler aus dem Theater San Carlo in Neapel.

jeder Hinsicht übertrifft. Auch war die Beleuchtung so mangelhaft, daß manchmal in dem großen Hause eine wahre ägyptische Finsternis herrschte. Nur wenn ein Geburtstag am Hofe gefeiert wurde, oder wenn sonst eine Feierlichkeit dort vor sich ging, wurden die vor jeder Loge befindlichen Candelaber angebrannt. Dann strahlte aber auch das Innere des Hauses wie ein Feenpalast und zwei Gardisten standen auf der Bühne Wache.

Ebensowenig entzückten mich die Vorstellungen im Circus, wo ein gewisser Guerra damals der Liebling des Publicums war. Die Pferde waren nicht elegant genug und die Witze der Clowns etwas indecent, wie es mir schien.

1839, Januar.

Mit Freund Friedländer besuchte ich an einem Wochentag das königliche Schloß, das von außen sehr einfach aussieht. Wir gingen gleich die Treppe hinauf, ohne angehalten zu werden und wurden erst oben auf dem Corridor von einem Herrn aufmerksam gemacht, wohin wir uns zu wenden hätten, um im Schlosse herumgeführt zu werden.



Eine Schauspielerin aus dem Theater San Carlo in Neapel.

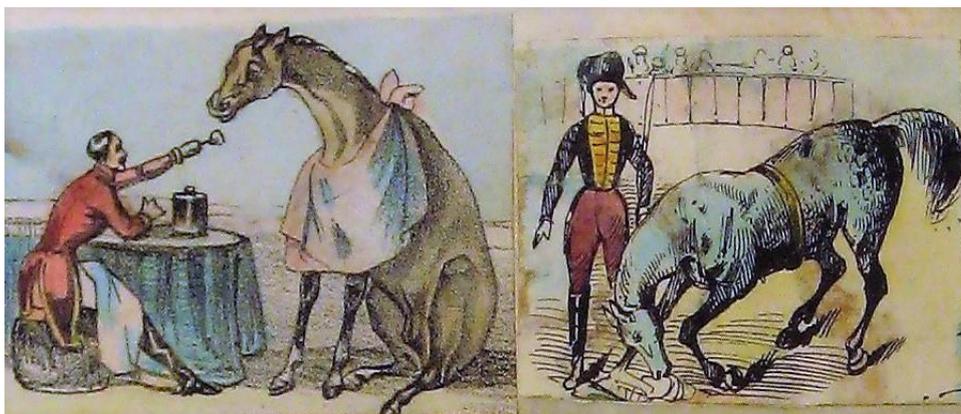
Die Vorderseite des Schlosses zeigt in ihren drei Stockwerken die dorische, die ionische und eine gemischte Säulenordnung, nur daß die meisten Bogen des Erdgeschosses der Festigkeit wegen vermauert worden sind. Im Innern dagegen excellirt die prachtvolle Treppe, an deren Fuße die Bildsäulen der Flüsse Ebro und Tejo stehen. Von da gingen wir zuerst auf die Gartenterrasse, von wo man die schönste Aussicht über den ganzen Hafen und die herrliche Umgebung hat. In den Zimmern selbst sind die Gemälde meist ohne großen Kunstwerth und nur in einem derselben war ein „Abendmahl“ von Leonardo da Vinci, das

sich vor allen auszeichnete. Der Thronsaal ist mit rothem Sammet ausgeschlagen und die Nebengalerie enthält einige herrliche Porzellanvasen aus Sèvres; sonst ist der Luxus durchaus nicht übertrieben. Aber auch in allen diesen Gemächern vermiften wir die Eleganz und Noblesse, wie sie sonst in dergleichen Schlössern in England, Frankreich, Deutschland und so weiter zu finden sind.



Ein italienischer Gardist.

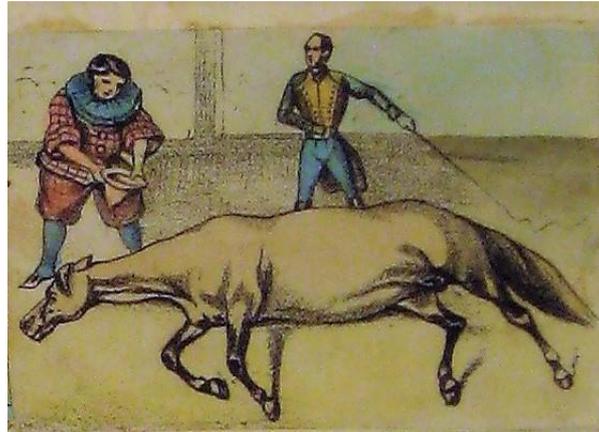
Kirchen besitzt Neapel etwa dreihundert; doch sind die meisten derselben von geringem Intresse. Die architectonische und künstlerische Ausstattung der älteren unter ihnen ist im achtzehnten Jahrhundert nach dem barocken Geschmack der Zeit, der gerade hier seinen Höhepunkt erreicht zu haben schien, verunstaltet worden.



Vorstellungen im Zirkus von Neapel

Dagegen besitzen sie noch eine große Fülle von Grabmonumenten, die für die Geschichte der Sculptur von großer Wichtigkeit sind. Auch knüpfen sich so viele culturhistorische Beziehungen an dieselben an, daß für die genauere

Kenntnis Neapels der Besuch einer größeren Anzahl unter ihnen jedenfalls unerlässlich ist.



zwei andere Vorstellungen im Zirkus von Neapel -

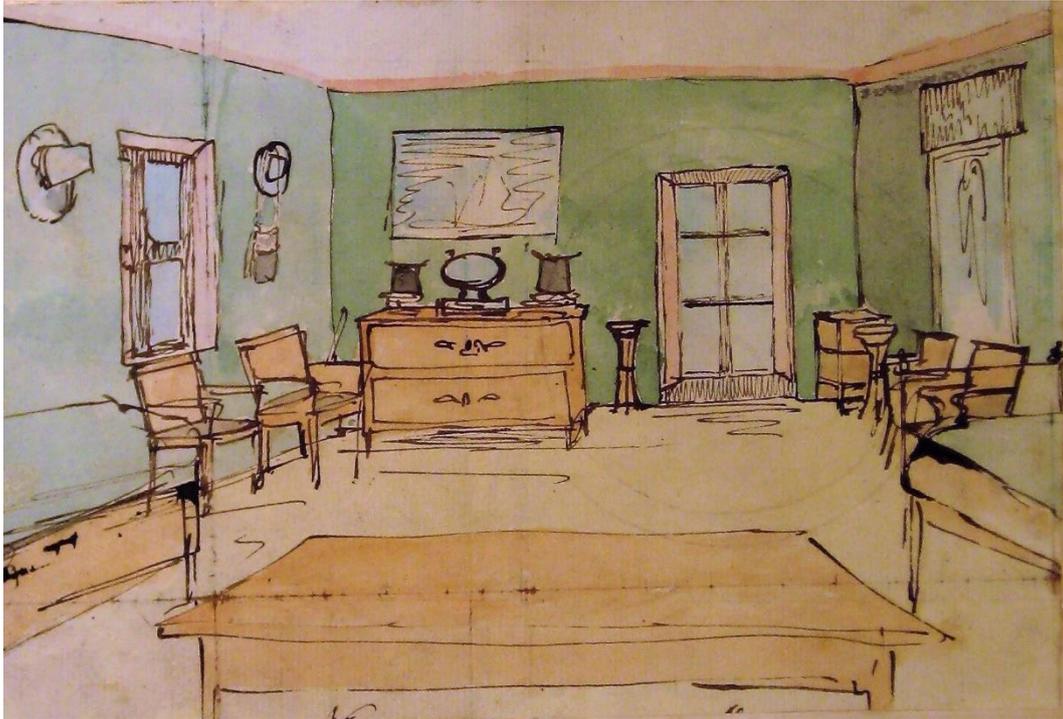


- und noch zwei.

1839, Februar.

Ich wurde von Tag zu Tag immer näher mit Friedländer bekannt und schließlich zogen wir zusammen und mietheten ein kleines Stübchen am Schloßplatz im sechsten Stock, wo wir eine wundervolle Aussicht über einen großen Theil

von Neapel und der Umgebung hatten. Unsere Stube war zwar klein, aber wir konnten heraus auf das Plateau treten.



Das kleine Stübchen am Schlossplatz, das Friedländer und Hübner mieteten.

Von nun an gingen wir regelmäßig fast jeden Tag in das Museum und besahen nachträglich die Galerie der antiken Wandmalereien aus Pompeji, dem eigenthümlichsten und originellsten Theil des ganzen Museums, weil das, was sich hier vorfindet, sonst nirgendwo zu sehen ist. Es kommt einem vor, als träte man in eine neue Welt, wenn man diese Reste sieht, die uns über das Leben und die Gewohnheiten, über die Kunstfertigkeit und den Geschmack jener Zeiten so anziehende Aufschlüsse geben.

Was mich am meisten überraschte, war nicht die Fremdartigkeit der Sachen, sondern im Gegentheil eher ihre große Verwandtschaft mit unsern Zimmerverzierungen. Allerdings sind letztere größtentheils darnach gearbeitet und schon Raffael hat Einzelnes von dieser Art offenbar benutzt, als er die Loggien im Vatican verzierte. Unverkennbar ist der freundliche Eindruck, den diese Zimmer gemacht haben müssen und einzelne der sich auf alle möglichen Verhältnisse, auch des täglichen Lebens, beziehenden Figuren-Gruppen sind von überraschend schöner Composition, sowie selbst der Färbung und würde es vielleicht unsern besten Stubenmalern gar sehr zu schaffen machen, dergleichen zu überbieten.

Tritt der feingebildete, plastische Sinn der Alten schon in den Wandmalereien so sehr hervor, so thut er dies auch mit weit größerer Vollendung in den Geräthen, von denen das Museum eine unermessliche Sammlung besitzt, die bei den Ausgrabungen in Pompeji gefunden und hierher geschafft wurden. Es ist wirklich gar nicht zu sagen, wie schön und zweckmäßig diese Gegenstände sind und wie sehr den unsrigen in ihrer anmuthigen Form überlegen.

Dabei hat nun alles den großen Reiz der Handarbeit für sich und der Freiheit, die sie mit sich bringt, während man diesen Gegenständen bei uns die Fabrication und den Drehstuhl ansieht. Ihre Öfen und Sparherde würden durch ihre zweckmäßige Einrichtung meine Mutter entzückt haben, die eine große Passion für die Verbesserung solcher Dinge hatte; ihre Lampen und Vasen machten unsre Bewunderung aufs neue rege durch die unerschöpfliche Fülle von Anmuth, die daraus sprach.

Daß ihre Waffen von nicht minder schöner Arbeit zeugen, läßt sich denken von einem so vorzugsweise kriegerischen Volke.

Das Museum enthält noch eine weitere, aus der Asche von Pompeji hervorgezogene, große Sammlung¹⁷ von Gerätschaften aus Metallen, in denen allerdings unsere Zeit eine weit größere technische Ausbildung zeigt, von geschnittenen Steinen, von Münzen, Gläsern und selbst Manuscripten, deren Betrachtung allerdings Monate erfordern würde, wenn man das alles nur einigermaßen mit Aufmerksamkeit durchstudieren wollte, weshalb wir nur das zunächst Liegende in Augenschein nahmen.

Außer dem Museo Borbonico hat Neapel nicht viel Sehenswerthes aufzuweisen oder es ist wie in den Kirchen unter so argem Wust von widerlich überladenen Verzierungen und Schnurrpfeifereien aller Art versteckt, daß man beinahe den Muth verliert, sich durchzuarbeiten. Die Kathedrale von San Gennaro ist davon ein glänzendes Muster und einen solchen Haufen von geschmacklosem Zeug habe ich noch selten beisammen gefunden. So war zum Beispiel die Façade von italienisch-gothischem Geschmack, während rund herum alles übertüncht und modernisirt ist. Die Säulen sind von antiken Tempeln gestohlen und in einer

¹⁷ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Sammlungen“ statt „Sammlung“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 41).

Seitencapelle finden sich Spitzbögen, auf antiken Säulen aufgesetzt, sodaß das alles aussieht, als wenn es die Vögel zusammengetragen hätten. Von nicht besserem Geschmack ist Sant'Anna, die, ebenfalls gothisch angefangen, mit allen möglichen späteren Baustylen fortgesetzt und verunstaltet worden ist.

Dagegen gehören die verschiedenen Castelle zu den malerischsten Parthien Neapels, besonders das auf der Höhe ganz Neapel beherrschende Sant'Elmo, von wo man eine wundervolle Aussicht über den Golf hat. Letzteres nimmt sich am besten vom Posillip her aus, wohin einer der schönsten, mit tropischen Bäumen und Gewächsen bepflanzten Spaziergänge der Stadt sanft ansteigend führt, auf beiden Seiten mit einer Unzahl von Villen und Palästen besetzt, überall die herrlichsten Aussichtspunkte darbietend. Die Aussicht von Camaldoli, das noch eine Stunde oberhalb von Sant'Elmo gelegen ist, gefiel mir noch besser.



Wir ritten eines Tags an einem heitern Nachmittag lange durch die am Hügel hinauf sich ziehenden, ärmeren Theile der Stadt, bis wir endlich, das Thor passirend, in eine ganz einsame Gebirgsschlucht kamen, die meist in dichtem Walde zu dem zwei Stunden entfernten, auf einem ziemlich isolirten Berg gebauten Kloster aufwärts führt. Der Blick durch die dunklen Cypressen des Klostergartens auf den Golf ist entzückend schön und überaus wohlthuend ist die tiefe, heilige Stille, die hier herrscht, nach dem Gewühl und dem Lärm der Stadt, die wir soeben verlassen.

Vesuv.

1839, Februar 14.

Wir waren schon sechs Wochen in Neapel und es drängte uns, nunmehr endlich den Vesuv zu besteigen. In unsrer Gesellschaft befand sich ein Doctor philosophiae Abeken aus Hannover, den wir bei Götzloff kennen gelernt hatten. Er war ein gelehrter, aber höchst pedantischer Mann in den mittleren Jahren¹⁸. Wir bestiegen am Thor ein Corricolo, das mit einem Pferde bespannt war und bloß zwei größere Räder hatte, auf welchem jedoch manchmal zehn Personen fortgeschleppt werden. Ohne Ende ist diese Fahrt längs des Golfs. Bei jeder Biegung tritt einem ein neues Schauspiel entgegen und die ganze, meilenweite Küste bis Torre del Annunciata ist nur eine einzige, zusammenhängende Vorstadt, mag man die einzelnen Theile derselben auch Portici oder Resina¹⁹ oder Torre del Greco oder del Annunziata nennen. In Resina umringte uns eine Schaar von Eseltreibern, Lazzaroni und Führern, von denen wir einen nahmen, der unsere Fleischwaaren, Brod und Wein trug, die wir in Neapel eingekauft hatten.

Nachdem wir unter vielem Lärm und Geschrei drei Esel gemiethet, ritten wir stets bergauf und langsam. Die Straße führte durch Weingärten und Felder, auf denen unser nordischer Roggen recht gut gedieh. Allmählich breitete sich links die campanische Ebene aus bis zu den Apenninen, dahinter und über Neapel erschienen in der Ferne die Höhen von Gaeta; vor uns aber dampfte der Vesuv aus seinem Aschenkegel, der uns braun und grau entgegenstarrte ohne die Ahnung einer Vegetation. Die Straße wandt sich hinauf im Zickzack bis zu jenem Vorgebirge, auf welchem sich die Wohnung des sogenannten Eremiten befindet. Es ist dies ein ganz sonderbarer Punkt.

Wer je einmal über den Vesuv gelesen hat, der weiß, daß derselbe aus zwei Theilen besteht: der Somma und dem eigentlichen Vesuv oder Aschenkegel. Die

¹⁸ Wikipedia: Wilhelm Ludwig Abeken (geboren 30. April 1813 Osnabrück; gestorben 29. Januar 1843 München) war ein deutscher klassischer Archäologe. Sohn von Bernhard Rudolf Abeken und Bruder des politischen Schriftstellers Hermann Abeken, studierte ab 1833 in Berlin Theologie, wandte sich unter der Leitung von Eduard Gerhard der Archäologie zu, ging 1836 nach Rom und machte dort Studien über die alte Bevölkerung in Etrurien, Samnium und Umbrien, deren Resultate er in dem posthum erschienenen Werk „Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft nach seinen Denkmalen dargestellt“ (Stuttgart 1843) niederlegte.

¹⁹ Heute Ercolano genannt, Ortsteil von Neapel.

Somma ist derjenige Theil des Berges, welcher von demselben erhalten ist, als im Jahre 69 nach Christi Geburt der fürchterliche Ausbruch erfolgte, welcher Pompeji verschüttete und dem Vesuv seine heutige Gestalt gab.

Als nun die gedachte Eruption stattfand, wurde nicht die Mitte des Kraters durchbrochen, sondern der Ausbruch fand vielmehr auf der Südseite statt und die ausströmende Lava bildete allmählich einen Kegel, den man Aschenkegel nennt, das heißt den heutigen, eigentlichen Berg. Bei dieser Katastrophe blieb aber von der Somma nur der nördliche Theil stehn und er umgiebt noch heutzutage den Vesuv und zeichnet sich durch eine außerordentliche Zerklüftung aus, die wie ein aufrechtstehender Spitzenkragen sich zu dem Kegel des Vesuvs hinneigt. Letzterer übertrifft den Rand der Somma um ein Bedeutendes. Zwischen letzterer und dem Vesuv zieht sich im Bogen ein wüstes Thal hin, welches sich im Westen plötzlich öffnet. Quer vor diese Öffnung legt sich nun, wie ein Riegel, ein niedriger Höhenzug, der sich vom Aschenkegel des Vesuvs nordwestlich hinzieht und dann abbricht. Wahrscheinlich war es ein alter Lavaström, der hier aufgestaut wurde und erkaltet ist, wie man es vielfach noch heute beobachten kann.

Auf der Spitze dieses Riegels liegt das Eremitenhaus und von hier aus kann man die einzelnen Lavaströme verfolgen, die bald gerade, bald in Krümmungen wie ein Strom oder Gletscher dahin in die Tiefe sich hinziehen. Die Ähnlichkeit zwischen einem Lavaström und einem Gletscher ist ganz erstaunlich. So wie die Schneemassen sich von den Höhen herabsenken und verschiedene Arme bilden, die sich trennen und von neuem vereinigen; so wie die Gletscher den Rand des Felsbettes, in dem sie sich bewegen, annagen und Erde mit sich fortführen, die dann in Moränen und verschiedenen Gletscherarmen nebeneinander fortlaufen und zuletzt miteinander verschmelzen, ebenso findet sich das alles bei den Lavaströmen, die, wie die Gletscher, an einzelnen Stellen ganz mit Sand und Geröll bedeckt sind.

Wir hatten den bekannten Lacrymae Christi nicht getrunken und ritten auf dem leise ansteigenden Höhenzug bis zum Fuße des Aschenkegels und in das Thal zwischen Somma und Vesuv. Hier hört nun mit einem Male alles auf, was uns mit der Welt verband. Keine Pflanze fristet hier mehr ihr kümmerliches Dasein, kein Gräschen, nicht einmal eine bescheidne Flechte gedeiht. Nur von der Zackenkronen der Somma schimmert ein mattes Grün, aber die innere Wand ist

braun und grau wie der Aschenkegel ihr gegenüber und Risse²⁰ furchen die senkrechten Felsabhänge.

Von hier an beginnt das Steigen und hier mußten wir die Esel stehen lassen, die ein königlicher Gensdarm zu bewachen hatte und wofür er natürlich von den Reisenden bezahlt werden mußte.

Wer je einmal einen steilen Berg hinauf gegangen ist, auf dem der Schnee ein paar Fuß hoch lag, oder wer je einmal einen sandigen Abhang hinaufgekrochen ist, wie er auf der Insel Rügen und an der Ostseeküste so häufig vorkommt, der weiß, wie dieser Gang auf den Vesuv ermüdet. Glücklicherweise dauert er nicht lange, höchstens eine Stunde.

Aber geradezu schändlich ist es, wenn man später, nachdem man sich abgeplagt und geschunden hat, hören muß, daß es einen guten Weg, der auf der harten Lava in die Höhe führt, geben soll. Damit nun aber die Fremden genöthigt werden, sich noch besonders von Leuten unterstützen und hinaufziehen zu lassen, werden sie auf einem Wege hinaufgeführt, wo kein fester Grund vorhanden ist und wo man in dem tiefen Aschensande in kurzer Zeit ermüden muß. Wir hatten keine besondre Hülfe nothwendig und lehnten daher alle Anerbieten im Voraus ab.

Nichtsdestoweniger war das Steigen auf der Asche höchst beschwerlich. Man hat nicht bloß die Anstrengung des Steigens zu überwinden, man findet auch manchmal gar keinen Halt. Denn bald bröckelt die Spitze ab, auf welche wir treten, bald wankt das Lavastück unter den Füßen und man taumelt in jedem Moment. Man stürzt sehr oft und muß mit den Händen und Füßen kriechen, wobei man sich die Hände an den Lavastücken gewaltig zerschneidet. Endlich, nach einem einstündigen Steigen, erreichten wir die Höhe und ruhten auf steinernen Bänken, die man in einer Vertiefung aus Lavastücken errichten hat, ein wenig aus. Der Wind wehte von Osten empfindlich kalt und die Weinflaschen gingen tapfer im Kreise umher und die Orangen erfrischten die ermatteten Lebensgeister, während mittlerweile unsre Führer in den heißen Lavaspalten Eier sotten, die in fünf Minuten zu genießen waren.

²⁰ Die Lesung „Risse“ steht unter Vorbehalt. Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Rillen und Karren“ statt „Risse“ (vgl.: Passarge, Louis: Fragmente aus Italien, Berlin 1860, S. 144).

Nachdem wir uns gestärkt hatten, machten wir uns auf, zum Krater näher heranzugehen.



Der Vesuv.

Wir hatten schon vieles über den Krater gehört, aber das Eigenthümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Ich hatte mir gedacht, der Krater sei eine Vertiefung der Spitze, in welcher sich ein oder mehrere Kegel wieder erheben, aus denen Feuer, Rauch und Steine hervorbrächen. Allein dem war nicht so, der Krater am Vesuv hatte eine große Vertiefung, in welche man damals wie in ein kleines Thal hinabsteigen konnte. Nur gegen Süden stand ein kleiner Aschenkegel, der ruhig war und nur von Zeit zu Zeit einigen Rauch von sich gab. Wir stiegen hinab bis an diesen Kegel; es war kein Getöse und Zischen zu vernehmen und wir konnten den ganzen Kraterrand umgehen, was ungefähr eine Viertelstunde Zeit erforderte. Rauch und Qualm hinderten uns durchaus nicht. Dagegen war die Aussicht wundervoll und da der Vesuv nicht sehr hoch ist, so konnten wir die wundervolle Umgebung, Neapel und die Inseln im Golf, ganz deutlich erblicken.

Aus dem unübersehbaren Kranze des herrlichen Campaniens, das zu unsern Füßen lag, blitzten überall kleine Städte und Dörfer, Klöster und Schlösser in

Fülle aus der üppigen Ebene empor oder lehnten sich an den prachtvollen Zug der Gebirge, die, uns von drei Seiten umgebend, die riesigen Arme weit in's dunkelblaue Meer hineinstreckten, in dem die köstlichen Perlen Capri, Ischia und Procida gebettet lagen, wie ein Blumenstrauß auf dem Busen einer schönen Frau. Das schwelgende Auge umfaßt unübersehbaren Reichthum, in welcher wollüstigen Symphonie von Farben der rauchende Vesuv den alles beherrschenden, tiefen, ernsten Baß ab²¹. Gerade so, wie die alten Egypter bei ihren üppigen Gastmälern das verschleierte Bild des Todes an die reiche Tafel setzten, wohl eben so sehr um den Genuß des Lebens zu erhöhen, als um den Übermuth desselben durch die ernste Mahnung zu zügeln.

Die beständige Drohung des kleinen schwarzen Kegels ist just der größte Zauber dieser Gegend, wie ihn, zusammengenommen mit so vielem Anderem, vielleicht nur wenige Punkte auf der ganzen weiten Erde aufzuweisen haben.

Der goldne Schleier, welchen die Sonne über den Golf gebreitet, hatte sich bei tieferem Sinken in purpurglühend verwandelt, während wir den Berg hinabstiegen. In lustigem Wettlauf legten wir den Weg, zu dem wir aufsteigend drei-viertel Stunden gebraucht, in weniger als einer Viertelstunde zurück, wobei wir in der heißen Asche bei jedem Sprung so unermesslich tief einsanken, daß selbst auf diesem steilen Abhang ein Stürzen nicht möglich war. Nachdem wir wieder an dem Punkt angelangt waren, wo wir die Esel zurückgelassen und den königlichen Wächter auch königlich bezahlt hatten, setzten wir uns auf die dürren Rosinanten und waren noch nicht beim Eremiten angelangt, als schon braune Dämmerung uns umfing, die sich schnell in die dunkelste Nacht verwandelte. Doch einmal auf dem Fahrweg, ging es in scharfem Trabe weiter, sodaß wir schon in einer Stunde wieder in Resina waren und in kurzer Zeit darauf in Neapel anlangten.

1839, Februar.

Am andern Tag war große Revue vor dem Großfürst-Thronfolger, dem jetzigen Kaiser Alexander II. von Rußland, auf dem ungeheuren Marsfelde, das ähnlich wie in Paris in der Nähe der Stadt lag. Gegen vierzigtausend Mann in allen Uniformen, mit herrlichen Pferden und Geschirren waren aufgestellt, um dem

²¹ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „abgab“ statt „ab“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 72).

jungen, achtzehnjährigen Prinzen zu imponieren; allein das Wetter war nebelig und naß, sodaß der Glanzpunkt verloren ging. Überhaupt war gerade in den paar Wochen, als dieser Prinz in Neapel war, so schlechtes, unzuverlässiges Wetter, daß derselbe keinen guten Begriff von Italien bekommen haben muß.

Nachdem wir uns mehrere Tage gestärkt und bei Vetter Götzloff vergnügte Stunden verlebt hatten, machte ich mich mit Freund Friedländer auf, um nach Sorrent auf einige Zeit zu gehen. Zuerst langten wir in dem freundlichen Castellammare an, das unterhalb Neapels am Fuße des Monte Sant'Angelo behaglich und mit seinen Schlössern und Kirchen gar vornehm sich ausbreitet. Wir stiegen in einer englischen Pension ab und machten es uns auf mehrere Tage bequem.

Überhaupt war Freund Friedländer kein Freund von den sogenannten Dampfreisenden; er mußte alles genau sehen und das war gut für mich, denn ich hatte zeither alles nur höchst oberflächlich betrachtet. Das erste, was Friedländer machte, wenn er sich an einem Orte niederließ, war, daß er das Bildnis seiner Mutter, welches der berühmte Maler Professor Bendemann in Dresden gezeichnet hatte, aus seinem Koffer nahm und an einem passenden Ort in der Stube aufhing, damit er es stets vor Augen habe²². Diese wahrhaft kindliche Liebe frappirte mich ungemein und ich gestehe ganz offen, daß ich in diesem Punkte tief unter ihm stand und mir vornahm, ihm auch in dieser Hinsicht ähnlich zu werden.

1839, Februar.

So weit mein Auge reichte, überall helles, frisches Grün durch das Fenster, unter welchem der blaue Spiegel des Mittelländischen Meeres sich ausbreitete, balsamische Luft strömte in das Zimmer, in welchem eine kleine, flüchtige Eidechse, eine sogenannte Lacerta, mit blitzenden, hellen Augen herumschnellte. Fischerkähne durchzogen die glänzende Fläche. Lustige Burschen warfen unter Singen und Jodeln die Fischernetze aus, um die Bewohner der Tiefe aus ihrem feuchten Asyl heraufzuholen. Tausende und Abertausende von reifen

²² Wikipedia: Eduard Julius Friedrich Bendemann (geboren 3. Dezember 1811 in Berlin; gestorben 27. Dezember 1889 in Düsseldorf) war ein deutscher Maler und ein wichtiger Vertreter der Düsseldorfer Malerschule sowie Medailleur und Hochschullehrer. Eine Schwester von Bendemann, Pauline Charlotte, war verheiratet mit dem Kunstmaler Julius Hübner (1806-1882). Sie machten im Jahr 1829 zusammen mit Schadow eine Studienreise nach und durch Italien. Eine Verwandtschaftsbeziehung konnte ich nicht nachweisen.

Früchten schimmerten golden durch das dunkle Laub der zahllosen Orangenbäume, Kinder haschten bunte Schmetterlinge.

Alles ist verwandelt, das ist hier der Frühling Mitte Februar. Bei uns zu Hause liegt die Natur unter der weißen Schneedecke vergraben. Die frostigen, erstarrten Menschenkinder schließen ängstlich Thüren und Fenster und suchen Schutz am glühenden Ofen, der seine ungesunden Dämpfe ausqualmt.

So schön alles hier war, so sollten wir doch bald die Tücke der Menschen hier kennen lernen. Wir gingen früh aus und bestellten für den andern Tag bei einem der herumlungernenden Eseltreiber zwei Esel, um nach Lettere zu reiten, das an der Seite des Gebirges in schöner Lage sich befindet. Nachmittags gingen wir zufälligerweise denselben Weg und die Leute, mit denen wir früh wegen der Esel zum morgigen Tag contrahirt hatten, mochten wohl denken, daß wir ihre Esel nicht mehr brauchten und gingen uns nach. Ihnen folgte noch eine Menge anderer Müßiggänger und so entstand ein gewaltiger Auflauf. Als wir endlich fragten, was sie wollten, entstand ein ungeheures Zetergeschrei und einer von denselben zog ein Messer hervor, indem er mit demselben nach uns zu werfen drohte.

Nunmehr erklärte mein Freund Friedländer, welcher der italienischen Sprache soweit mächtig war, daß er unter diesen Umständen allerdings mit solchen Personen nicht contrahirt haben wolle und von dem Contract zurücktreten werde, worauf ein furchtbares Geschrei entstand und mehrere aus der Menge à la Polizia riefen. Wir waren ebenfalls damit zufrieden, kehrten um und gingen, begleitet von der immer mehr anwachsenden Menge zurück in die Stadt zum Bürgermeister, dem der Vorfall von einem derjenigen Personen, mit denen wir am Morgen contrahirt hatten, vorgetragen wurde. Dieser entschied endlich, nachdem er auch unsre Einreden gehört hatte, daß wir dem Contracte gemäß nicht einseitig von demselben zurücktreten könnten und daß der Zwischenfall kein Grund zum Zurücktreten sei. Nach langem Hin- und Herreden kam endlich ein Vergleich zustande, nach welchem wir die Hälfte des Betrags erlegten, für den wir die Esel auf morgen gemiethet hatten, und der Contract mit dem Eseltreiber als erledigt angesehen wurde.

So war das Volk hier und es standen uns bei Friedländers festem und hitzigem Character noch mehr dergleichen Scenen bevor.

Sorrent.

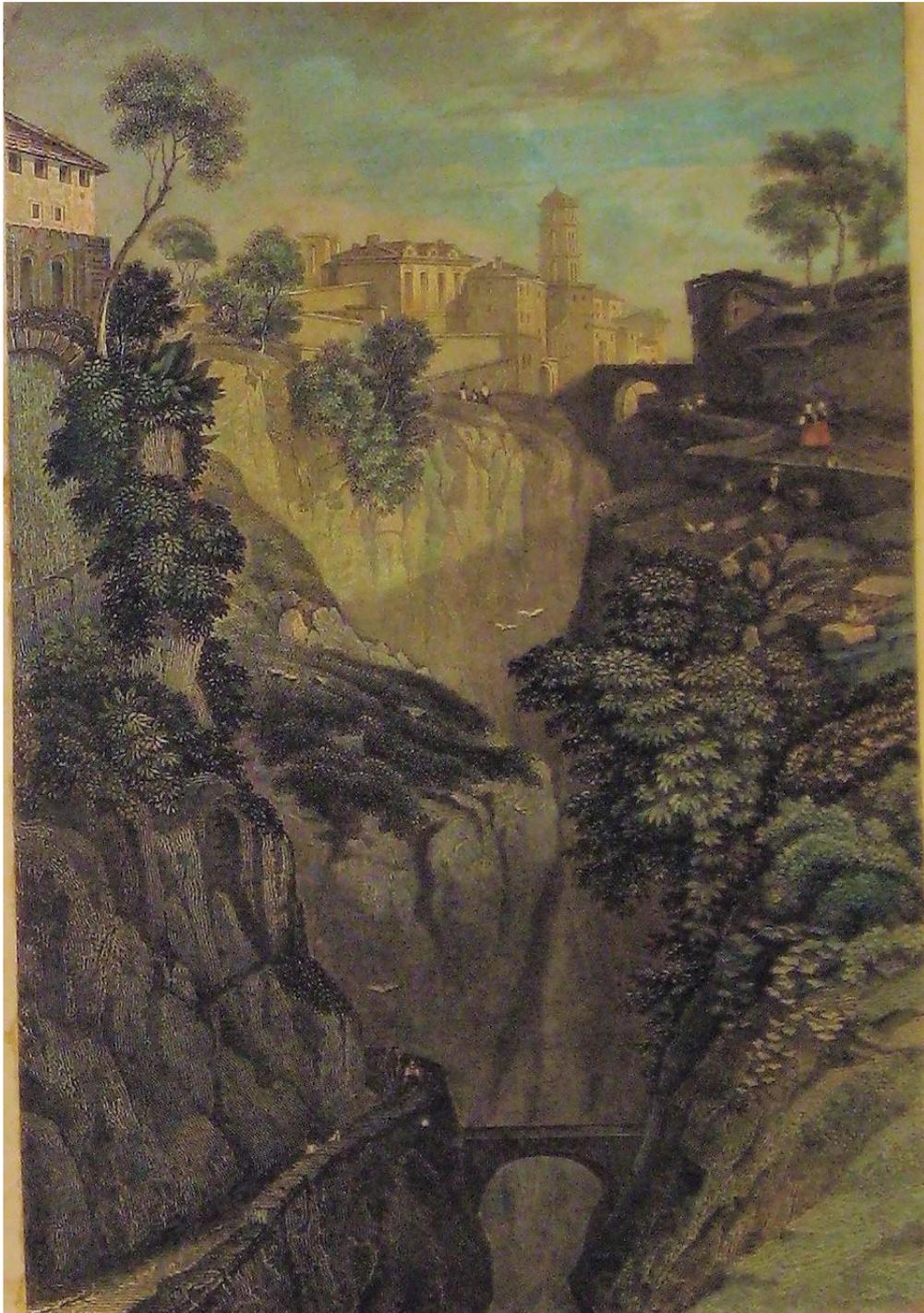
Wir machten nun am andern Tag mit andern Eseltreibern den Ausflug nach Lettere und fuhren am dritten Tag in einem leichten Corricolo auf einer der schönsten, abwechslungsreichsten Straßen der Welt in drei Stunden nach Sorrent. Erst drückte sie sich lange an den steil in's Wasser abfallenden Felsen hin, bis sie um die Ecke bog und auf einmal das berühmte Piano von Sorrent vor uns lag. Im Vordergrund lag das freundliche Meta, als erstes der verschiedenen, das Piano mit seinen zerstreuten Häusern erfüllenden Örtchen. Dieses nun ist eine prächtige Terrasse, einerseits vom Meer begrenzt, aus dem ein Fels beinahe senkrecht in gleiche Höhe emporsteigt und rückwärts sich an den Höhenzug anlehnt, der vom Monte Sant' Agnello herunter bis zum Punta Campanella sich hinzieht und den Golf von Neapel von dem von Salerno trennt. Etwa eine Stunde lang, eine halbe Stunde breit ist diese Fläche, nur ein einziger Garten von Öl-, Limonen- und Orangenpflanzungen, ein Paradies, in dessen grünen Nächten zahllose Häuser sich schalkhaft verstecken, bald lustig herausblicken; daneben das Gebirge; unter sich das Meer, gegenüber der Vesuv, Neapel, Ischia, Procida, Cap Misenum und das alles so bequem, daß man sich nicht wundern kann, wenn in²³ so anmuthiger Stelle nach und nach eine Colonie Fremder sich angesiedelt hat, die den freundlich-bequemen Aufenthalt dem viel eigenthümlicheren Capri oder Amalfi zur Sommerfrische vorziehen.

Ohnehin bot sich Gelegenheit zu Ausflügen in verführerischer Fülle. Da war Deserto oder, nordwestlich von Sant'Agata, mit einer prächtigen Aussicht auf Capri, das blühende, stille Thal Arola, vorzugsweise aber in nächster Nähe Punta del Capo, eine jener natürlichen Grotten, wie sie sich an den Felsen des Ufers so oft finden. Auch sind die Ruinen eines Palastes noch in der Nähe zu finden und früher soll ein Herkulestempel da gestanden haben.

Was Wunder, wenn wir da sitzen blieben und uns aus dem Duft und dem Schatten der Orangerhaine nicht leicht loszuwickeln wußten. Sorrent selbst ist ein kleines Städtchen, dessen Häuser nach allen Seiten auseinander laufen; sie

²³ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „an“ statt „in“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 76). Zudem passt „sich wundern kann“ nicht, passend wäre „sich nicht zu wundern braucht“.

klettern in die Höhe, sie steigen hinunter an's Wasser in den vielfachen Schluchten, die das Piano durchschneiden. Hier ist jede Felsnische ein Gärt-



Sorrent.

chen und jedes Eckchen, wo ein Korb voll Erde haften kann, pflegt die Menschenhand. Hier prangt die Blütenpyramide der Aloe in den Spalten des Gesteins; Myrthen und andere duftende Sträucher grünen immerdar und Wälder von Oliven wechseln mit Citronen-, Orangen- und Weingärten ab, wozu die seltsam ausgezackten Kalkfelsen die Staffage bilden. Sorrent selbst prangt mit

seinem Kastell auf hohem, von tiefen Schluchten zerrissenem Felsen. Das Städtchen ist ein Labyrinth von engen Straßen, deren Häuser sich oft durch Arcaden, welche von einer Seite zur andern reichen, einander unterstützen. Die größern Räume in denselben sind zum bessern Schutz gegen die häufigen Erderschütterungen gewölbt und die Kirchen durch dicke Strebepfeiler gestützt, die nichts²⁴ weniger durch die Menge Spalten und Ritze erkennen lassen, wie unzuverlässig der Schutz ist, den diese Waffen gegen die Gewalten der unterirdischen Erdgeister gewähren.

Sorrent ist sehr alt, obschon es vielfach durch Kriege und Erdbeben verwüstet wurde. Dauernder ist ihr Ruhm, ein Lieblingssitz der Musen zu sein, die einen Kranz von Namen um Sorrent geflochten haben, der nie verwelken wird. (Torquato) Tasso, Petrarca und Boccaccio schrieben hier unsterbliche Werke. Salvatore Rosa und (Michelangelo Merisi da) Caravaggio hatten hier ihre Malerwerkstätten und Domenichino (Domenico Zampieri) und Guido Reni suchten hier, nachdem sie ermüdet den Pinsel niedergelegt hatten, ein Asyl am Busen der herrlichen Natur.

In der Casa des Don Andrea de Luca fanden wir eine freundliche Aufnahme und blieben daselbst über vierzehn Tage. Es gab hier fortwährend Unterhaltung. Auf dem kleinen Platz vor dem Stadthor hielten Mauleseltreiber, Kutscher, Matrosen und Tagediebe aller Art und klatschten und schwatzten, indem sie nebenbei den Fremden auflauerten, um ihnen mit allen möglichen intressanten Dienstleistungen beschwerlich zu fallen.

Dazwischen rennen die hoch aufgeschürzten Mädchen, welche Orangen und andre Früchte in den Hafen hinab oder aus ihm herauf tragen, Kinder schreien, Esel, Maulthiere klappern mit den Schellen, Fremde zanken sich mit den Treibern, Priester schreiten im Gefühl ihrer großen Macht anmaßlich einher, Weiber rufen Limonade und Eis aus; kurz es ist ein Spektakel, so mannigfaltig als in irgend einer großen italiänischen Stadt.

²⁴ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „nichts desto“ statt nur „nichts“ (vgl.: Meyer's Universum ... Dreizehnter Band, Hildburghausen/Amsterdam 1848, S. 45).

Die Sorrentiner Frauen sind zum Theil sehr schön und man kann unter ihnen zwei Typen genau unterscheiden, den griechischen und den italiänischen. Letzterer ist weniger fein und zierlich als der erstere, der etwas ganz Besonderes, Schlankes und Graziöses hat, wenn ihm auch die Fülle des letztern abgeht. Sie haben immer viel Schmuck an und Ketten an sich hängen, der zu der leichten Tracht, die meist aus Spitzen und weißrothem Musselin besteht, ganz gut paßt. Sie tragen sich immer hell und das Eigenthümliche ist, daß sie selbst im größten Putz es vorziehen, barfuß zu gehen.

Capri.

1839, Februar 23.

Vor einigen Tagen trafen wir in der Frühe beim kleinen Hafen eine Barke mit mehreren bekannten Herren, die eben vom Lande abstoßen wollten, um nach der Insel Capri zu fahren. Sie riefen uns zu, mitzukommen und der schöne Morgen lockte unwiderstehlich. Wir sprangen hinein und nach halbstündiger Fahrt, auf dem kristallhellen Meere um die Spitze von Punta di Capo herumfahrend, zeichneten auch schon die mächtigen Felsen des Eilandes ihre kühnen Linien in die silberne Morgenluft und bald legten wir an der kleinen Reede an, die sich an der Stelle befindet, wo die beiden Hauptfelsenmassen, aus denen Capri besteht, durch eine Art von furchtbarem²⁵ Gürtel, auf dessen Höhe sich der Ort lagert, verknüpft sind. Ehe wir zu letzterem emporstiegen, fuhren wir weiter hinaus zur blauen Grotte, die eine gute halbe Stunde westlich am Meeresrand, am Fuß einer ungeheuren, in's Meer stürzenden Felsenmasse gelegen ist.

Wenn mir die blaue Grotte nicht so blau vorkam, wie andern Leuten, so ist dies einzig und allein meinem leeren Magen zuzuschreiben.

Als wir an die Stelle ankamen, zeigte sich fast auf gleicher Höhe mit dem Wasser ein enges Loch im Felsen, durch das man nur, wenn die See ruhig ist, mit dem Boote durchschlüpfen kann, wobei man sich aber in demselben niederlegen muß. Einige Schritte weiter aber dehnt sich die Öffnung zu einem großen,

²⁵ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „fruchtbarem“ statt „furchtbarem“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 82).

nicht allzu hohen Gewölbe aus, das uns allerdings das merkwürdige, anmuthige Naturspiel zeigte.

Dadurch nämlich, daß das Licht zur kleinen Öffnung herein und nur auf den ziemlich tiefen, weißen Grund fallen kann und erst durch die Wassermasse hindurch an der Decke reflectirt, wird erstere wunderbar durchleuchtet und so das interessanteste Farbenspiel hervorgebracht, das sich fast garnicht beschreiben läßt. Vom Eingange her ist die Farbe des Wassers das hellste, grüne Azurblau mit violetter Schattirung und je tiefer man in die Grotte fährt, desto tiefer wird dies Blau, sodaß es schöne, blaue Reflexe noch an die schwach gewölbte Decke wirft. An den Stellen, wo das Wasser weniger tief ist, erscheint es dann in so wunderbarem Glanz, daß man nur das spritzige Feuer der Edelsteine mit seiner Kristallhelle zu vergleichen wüßte.

Orangegelbe Korallen haben sich überall an den Wänden angesetzt, werden aber durch die Stärke des blauen Reflexes in grüne verwandelt und so zeigt sich noch vielfach Gelegenheit zur Beobachtung einer Menge der reizendsten und bizarrsten Naturerscheinungen.

Wenn man aber von anderer Seite her behaupten will, daß die ganze Grotte nur die verschiedenartigsten Nuancirungen des Blau zeige, so ist dies nicht wahr, denn die Dinge sehen eben nur so aus, als wenn sie durch ein mäßig blau gefärbtes Glas betrachtet werden, was wohl manche andere Farbe verändert, aber keineswegs ganz aufhebt.

Zurückgekommen, stiegen wir nun in die Stadt hinauf, welche eine halbe Stunde vom Landungsplatz entfernt, zwischen den Bergen eingekeilt von der malerischsten Wirkung ist durch die hinter ihr aufgethürmten, nackten Felsenmassen sowohl als durch ihre eigene Bauart, die eine fast orientalische zu nennen ist.

Im Garten unsres Hotels war eine Palme, wie sie vielleicht nicht schöner in Cairo gefunden wird. Wenn zu Tiberius Zeiten der Wein auch so gut und die Bewohnerinnen ebenso hübsch waren als heutzutage, so braucht man eben kein großer Tyrann zu sein, um hier vortrefflich Gefallen zu finden. Die ausschweifende Phantasie könnte Originelleres nicht finden als auf dem Wege zum

Tiberiusfelsen, wo das Schloß des alten Despoten gelegen haben soll. Die Aussicht da oben ist herrlich, aber noch besser die von dem, beim Städtchen Anacapri gelegenen, sogenannten Schlosse des Barbarossa, zu dem man auf schwindelndem Wege, der in den Felsen mühsam eingehauen ist, emporsteigt, wo man aber auch die beiden Golfe in einer entzückenden Weise übersehen kann.



Riesige Felsen im Vordergrund, in deren kahlen Wänden sich Tropenpflanzen eingezwängt haben, stehen phantastisch in die Höhe, darunter liegt das tiefblaue Meer, dessen mächtige, donnernde Brandung man überall hört, und im Hintergrund sieht man die unerschöpflichste Abwechslung der Formen, das Gestade von Terracina bis zu dem Golf von Salerno.

Hier erst fühlte ich die Wahrheit des neapolitanischen Sprichwortes „veder Napoli e poi mori.“, es ist hier alles erschöpft und fertig.

Nachdem wir glücklich im Gasthof wieder angekommen waren, wurde der Abend mit Tanz und Spiel zugebracht. Einige Insulanerinnen tanzten die Tarentella und eine davon war so schön, daß Friedländer nicht umhin konnte, ihr Bild mitzunehmen, dessen echt italiänische Züge mit dem rabenschwarzen Haar den Gegensatz zu den hellbraunen Sorrentinerinnen in's schärfste Licht stellte.

Zum Schluß stiegen wir noch auf das Hausdach, um dort uns der köstlichen Nacht zu erfreuen. Der Mond goß sanfte Lichter über Felsen und Meer, Ruhe war über alles gebreitet; nur der fernen Brandung melodisches Rauschen wiegte zu süßen Träumen ein. Es war nicht die einzige Nacht, die wir hier verlebten. Wir waren alle so entzückt, daß wir uns erst nach drei Tagen von der zauberischen Insel trennen konnten, die mir als das Reizendste erschien, was das Glück in diesem herrlichen Lande mich sehen ließ.

1839, Februar.

Aus der Heimath erhielten wir durch die Güte des Vetter Götzloff Briefe, in welchen man uns meldete, daß der Winter in Deutschland gegenwärtig ungemein streng sei und daß die Fensterscheiben kaum von dem Froste aufzuthauen wären, unterdeß war hier das vollständigste Frühlingswetter. Die Erndte der goldgelben Orangen begann und wir spielten alle Tage auf dem platten Hausdach mit denselben Kegeln. Das ist wohl der tiefstgreifende Unterschied von Nord und Süd; daher kommt es auch, daß der Neapolitaner, wie überhaupt der Italiener, so wenig in der Stube zu finden ist.

Die Freuden nordländischer Theestunden kennt man nicht, und wenn sie je einmal zwischen ihren vier Wänden eine „conversazione“ geben, so sitzen sie steif und gefroren nebeneinander und am Ende geht man desparat auseinander. Der wahre Schauplatz der italienischen Eigenthümlichkeit sind die Straßen und Märkte. Hier tummeln sich Vornehme und Geringe mit nie versiegender Lebendigkeit umher. Den Hut auf dem Kopfe, laufen sie ohne viel zu fragen in Stuben und Läden umher und zeigen sich zu allen Diensten bereitwillig, ohne dabei auf den geringsten Dank zu rechnen, und es ist eine schöne Eigenthümlichkeit der Italiener, daß sie niemals viel Werth auf etwaige Gutthätigkeit legen.

1839, Februar 24.

Unser Hauswirth Don Andrea de Luca suchte uns in jeder Hinsicht aufmerksam zu sein. Er führte uns überall umher, wo es etwas zu sehen gab. So zeigte er uns auch einmal eine Fabrik, wo die bekannten Maccaroni gemacht wurden. Diese Fabrikation war allerdings sehr einfach und nicht der Mühe werth zu sehen.



Das Städtchen Vico bei Neapel.

Es giebt in ganz Italien wohl keine schöneren Punkte als die südlichen Gestade der Bai von Neapel. Von dem Fuße des Vesuvs an bis nach Sorrent hin ist die Küste ein ununterbrochener Wechsel von Fels und Schlucht, von Thälern und Bergen. Mitten in dieser schönen Landschaft liegt, wie eine Feste auf hohem Felsrand, das Städtchen Vico mit einer königlichen Villa. In seiner Nähe findet sich eine Naturmerkwürdigkeit, die Grotte von Vico, ein vom Meer ausgehöhlter Fels, der ein Thor bildet, durch welches die Fluth mit furchtbarer Brandung aus- und einwoigt; viele Besucher und auch wir konnten uns nicht satt sehen. Eichenwälder bekränzen die Gipfel der Berge und dem Meere zu duften Oranjenhaine und laden zur Ruhe ein. Umfangreiche Klöster schauen von dem Gestade herab und die festen Thürme des Mittelalters, die von Strecke zu Strecke die ganze Küste besetzen, rufen die Zeiten zurück, wo die räuberischen Sarazenen die Herren an diesen Gewässern spielten. Selbst die glühende Hitze beeinträchtigte die Anmuth des Aufenthalts nicht.

Hier in Vico nahmen wir ein prächtiges, zweiräderiges, mit zwei herrlichen Pferden bespanntes Corricolo, um nach Paestum zu fahren. Schon in Meta merkten wir, daß der Kutscher etwas auf dem Herzen habe und wahrscheinlich nicht gern bis Salerno fahren wolle. Die neapolitanischen Kutscher fahren nicht gern weit.

Als wir in die Nähe von Castellammare kamen, fuhr gerade ein anderer Kutscher uns entgegen und meinte unser Knecht, daß wir mit diesem fahren sollten, der auch nach Salerno fahre. Wir machten ihm auf das Unwahre dieser Behauptung aufmerksam, indem wir ihm bemerklich machten, daß Salerno auf der ganz entgegengesetzten Seite läge und erklärten ihm ganz bestimmt, daß wir mit ihm contrahirt hätten und daß wir nur mit ihm fahren würden. Da auch der andere Kutscher in unsre Nähe gekommen war und wir aus ihren Reden merkten, daß sie selbst miteinander nicht einig wurden, so gab endlich unser Kutscher anscheinend nach und fuhr langsam weiter. In Castellammare angekommen, verließ er plötzlich den Wagen und ging in ein Haus, um angeblich Futter zu holen. Er kam aber gar nicht wieder. Während dieser Zeit versammelte sich eine Masse Menschen, Bummler und Jungen, gingen um unsern Wagen herum, besahen und betasteten die Pferde und redeten unter einander, indem sie meinten, mit diesen Pferden würden sie nicht fahren, da könnten sie Unglück haben. Wir merkten aber sofort, daß das ganze Manoeuvre eine von unserm Droschenkutscher angestellte Sache sei und blieben zur Verwunderung des schreienden und lärmenden Publicums in unserm Wagen sitzen. Da nun unser Kutscher ebenfalls einsah, daß wir uns nicht so leicht einschüchtern ließen, so stellte er sich nach einer halben Stunde ebenfalls wieder ein und fuhr in sausendem Galopp durch die engen Straßen. Endlich in der Nähe von Nocera fragte unser Kutscher uns höflich, ob wir ihm nicht gestatten wollten, nach Vico zurückfahren zu dürfen, da die Reise für seine Pferde zu weit sei und erbot sich zugleich, uns einen andern Wagen zu verschaffen.

Da unser Kutscher endlich einlenkte und bittweise kam, so kamen wir seinen Bitten nach und fuhren von Nocera mit einem andern Vetturino, natürlich unter denselben Bedingungen, nach Salerno.

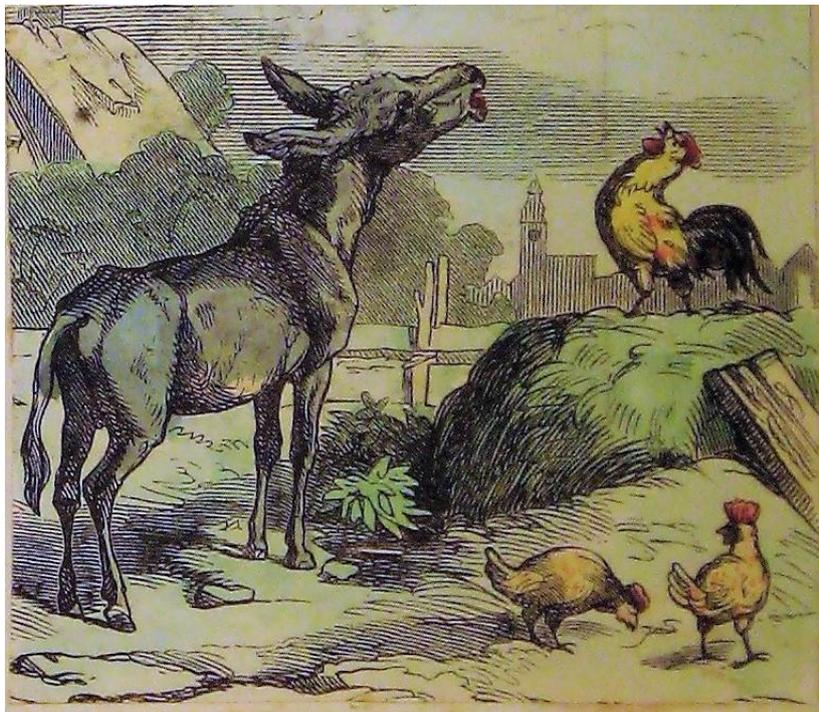
Als kluger Mensch speculirt der Neapolitaner überall auf Kosten der Fremden und betrachtet einen dummen Menschen als eine Gelegenheit, die man nicht

unbenützt vorüber gehen lassen dürfe; wer ihm aber fest entgegen tritt, den achtet er.

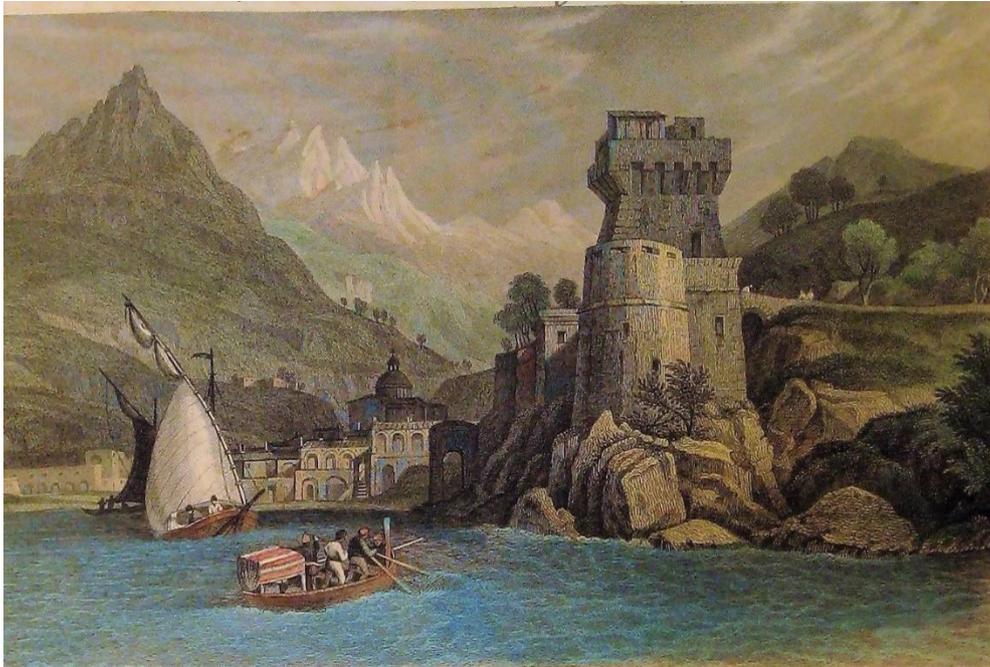
Von Nocera fahren wir langsam an Gärten und Weinbergen, aus deren dunklem Grün die kleinen, gewöhnlich blendend weiß getünchten Bauernhäuser hervorglänzen, vorbei nach Cava (dei Tirreni).

Ein solches neapolitanisches Bauernhaus mit ganz flach gewölbten Dächern, auf denen Blumentöpfe stehen und Wäsche aufgehängt ist, ist fabelhaft klein und besteht meist aus einer Schlafstube im Erdgeschoß, deren Thür meist offen steht, sodaß man alle Toilettengeheimnisse des weiblichen Theils der Familie frei und offen belauschen kann, und eine Schlafstube im ersten Stock, zu der meist eine gemauerte Freitreppe hinaufführt. Wo sie kochen und wo sie ihre Vorräthe haben, habe ich noch nicht heraus gebracht, wenn sie nicht das erstere auf der Straße besorgen.

Das Land ist ungeheuer bevölkert, so daß die Leute allerdings die unendliche Fruchtbarkeit ihres Bodens sehr nöthig haben und ein kleiner Acker gar oft die größte Familie ernähren muß, indem er ihnen Brot, Wein, Öl und Orangen zusammen gewähren muß.



Ein Hühner- und ein Eselstall sind dagegen überall anzutreffen und das Getreide wird auf dem Dach gewurfelt. Auch haben die Neapolitaner nur wenig Bedürfnisse. Tausende von Männern haben buchstäblich weiter nichts als eine



rothe Mütze, ein grobes Leinwandhemd und eine dito Leinwandhose, damit langen sie ein Jahr aus, wenn sie im Winter noch für's Regenwetter einen dicken, groben, braunen Mantel haben.

Salerno.

Hinter Cava öffnet sich plötzlich der Blick auf den Golf von Salerno. Er ist viel größer als der von Neapel oder Bajae, aber er entbehrt des Schmuckes der Inseln in seiner Mitte, wie sie die beiden vorgenannten zieren, wenn er auch von schönen Gebirgen eingefasst ist, die ihn immer prächtig genug erscheinen lassen. Salerno selbst, in welches wir, den Berg hinabfahrend, gelangten, ist alt, ohne aber sonderlich sehr intressant zu sein.

Die Kathedrale zeigte eine bizarre Vermischung antiker, von Paestum hergeschleppter Säulen mit byzantinischen und normannischen Elementen, sowie mit dem modernsten Aufputz. Die Leidenschaft für Modernisirung hat die Italiener um eine ganze Menge ihrer schönsten Baudenkmäler gebracht und es ist gar nichts Seltnes, Marmorsäulen mit Kalk weiß übertüncht zu sehen.

Der Hafen der einst so blühenden Stadt war bis auf einige Fischerbarken gänzlich verödet und der Handel ohne alles Leben. Des andern Morgens früh machten wir uns auf, um nach Paestum zu fahren, wohin man von Salerno in vier bis fünf Stunden gelangen kann. Bald hinter letzterem wird die Gegend einsamer, die seltnen Dörfer ziehen sich allmählich in das vom Meere ein bis zwei Stunden entfernte Gebirge zurück, während die Ebene immer mehr den Character einer ziemlich öden Haide annimmt. Kurz nachdem wir das kleine Flößchen Sele passirt hatten, das hier traurig und träge durch das verödete Land dem Meere zuströmt, sieht man, zuerst noch in weiter Ferne, die Säulen der Tempel aus dem Gebüsch der Haide emporragen und erreicht sie, nachdem man vorher an den Resten einer colossalen Stadtmauer vorbeigefahren, mitten unter Schutt und Trümmern, Haidekraut und Gesträuch aller Art, das jetzt mit magern Wiesen und Feldern die Plätze ausfüllt, wo sonst die klassischen Rosen blühten und eine reiche, üppige Stadt mitten im Schooße des Überflusses lag.

Einige zerfallne Hütten mit ärmlichen Bewohnern, die zum Theil die Verwüstungen des Fiebers deutlich genug in den gelben, eingefallnen Gesichtern trugen, bettelnd und hungrig wie ihre magern Hunde die Fremden umstanden und angafften, das war jetzt noch das einzige Leben-Verkündende im ganzen Gefild, das bei der sengenden Hitze und dicken, fiebrigen Luft einen melancholischen Eindruck machte.

Und doch, sah man die Tempel, so verschwand diese traurige Öde oder erhielt auf einmal eine poetische Verklärung durch diese unnachahmlich einfach schönen Kunstwerke. Es sind deren drei, alle im ältesten dorischen Styl gebaut, doch ist der größte, der sogenannte Neptunstempel, auch bei weitem der reinste und schönste Geschmack²⁶, wohl über 2500 Jahre alt. Trotz dieses ungeheuern Alters und der anscheinend geringen Dauerhaftigkeit des Materials – es ist Tuffstein – ist er doch noch vortrefflich erhalten und macht einen überaus großartigen Eindruck. Etwas so Organisches, in sich fertig Abgeschlossenes hatte ich nicht für möglich gehalten und eine so ernste Einfachheit in einem Kunstwerk noch nie ausgedrückt gefunden.

²⁶ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „im Geschmack“ statt nur „Geschmack“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 54).

Aus diesen Säulenreihen und diesen einfachen Giebeln sprach eine so feste Größe, daß sie unwiderstehlich anziehend auf den Beschauer wirken mußten und der ganzen Gegend den Charakter der Feierlichkeit aufdrückten. Nebenan steht die sogenannte Basilica, ebenfalls von großer Schönheit, bei der die ganze Construction fast noch mehr als bei den andern auf die große Ähnlichkeit mit den ägyptischen Tempeln hinweist, in denen dieser ganze Styl unverkennbar seinen Ursprung hat.



Tempelruine bei Paestum, in der Gegend von Salerno.

Der dritte Tempel, kleiner als die beiden andern, steht am entferntesten und bietet nichts Besonderes mehr dar, wenn man die beiden vorhergehenden gesehen hat, doch bildet er mit ihnen zusammen gesehen eine Gruppe von solch feiner Schönheit, wie sie nur empfunden, aber nicht geschildert werden kann.

Stundenlang hätten wir hier liegen und schauen mögen auf diese röthlich gelben Säulenwälder, hinter denen sich einerseits dampfiges Gebirge erhob und andererseits ein blauer Streifen des Meeres daneben den Horizont schloß. Man hatte uns in Sorrent dem Ausflug vielfach wegen der schlechten Luft widerathen, doch priesen wir uns glücklich, daß wir uns dadurch nicht hatten abhalten lassen, diesen einzigartigen Eindruck uns zu verschaffen, wenn man

auch zugeben muß, daß in Bezug auf die Luft der Ruf nicht ohne Grund sein mag.

Wir kamen noch zeitig genug zurück nach Salerno, um den Rest der Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen und ritten am andern Morgen nach Cava und besuchten dort das auf waldiger Höhe gelegene, berühmte Benedictinerkloster „la Trinità della Cava“. Das Wichtigste hier ist das Archiv des Klosters, das eine Menge der wichtigsten Urkunden auf Pergament in unversehrter Reihenfolge und werthvolle Handschriften, zum Beispiel ein Gebetbuch mit Miniaturen aus der Schule des Fra Bartolomeo da Fiesole enthält. Das Kloster selbst ist über einem kleinen Thal an Felsen angebaut und hat circa zwanzig Benedictinermönche. Wir ritten von hier zurück nach Vietry (sul Mare), das in schönster Lage am Golf gelegen ist. Die ganze Gegend mit ihren malerischen Ufern, Schluchten und Grotten ist eine merkwürdige Schädelstätte der Völker und ihrer Culte.

Phönizier, Karthager, Griechen, Römer und die Barbaren aus Nord und Ost, die Araber, alle haben hier gelebt und sind geendet. Wie manche Konglomerate aus den Trümmern aller älteren Erdrinden zusammengesetzt sind, so ist auch das neapolitanische Volk eine wunderliche Mischung aller der Völker geworden, welche auf seinem Boden herrschten und vorübergingen.

Nur ein Zug ist allgemein und macht das eigentliche, typische Gepräge des Neapolitaners aus. Der Pfaffenstempel ist der Physiognomie der Volksmassen aufgedrückt. Krasser religiöser Aberglaube und Bigotterie gucken aus allen Augen. Neben dem Pfaffenstempel drückt die leibliche Zwingherrschaft ihr Siegel auf und beide zusammen haben das Volk zu einer nichtsnutzigen Race heruntergebracht, welche, alles Selbstgefühls ledig, in schweigsamer Unterthänigkeit seinen geistlichen und weltlichen Tyrannen die Fußsohlen küßt.

Über das Land selbst hat indeß die Natur ihr Füllhorn so reichlich ausgegossen, daß die wenigsten Bewohner den Druck fühlen und bei ihrem angeborenen Leichtsinn diese Last ruhig ertragen. Die Umgebung Vietrys ist neben Sorrent eine der gepriesensten. Nicht allein wegen ihrer Anmuth sind die Landschaften hier gefeiert, sondern auch wegen der Frische und Gesundheit ihrer Luft.

Rings von Felsengebirgen umschloßen, werden sie vielen zum Aufenthalt empfohlen, die unter dem milden Himmel Hesperiens Linderung ihrer Leiden suchen.

Hier machte der berühmteste Maler Neapels, Salvator Rosa, seine Studien und für die Maler der Nordländer ist diese Gegend beständig eine Fundgrube der Schätze, welche sie in ihren Mappen in die Heimath tragen.

Das heutige Vietry ist ein Flecken mit städtischen Rechten und von hoher Felszinne schaut eine alte Normannenburg auf das Meer und die Schlucht herunter, in die sich der kleine Ort gebettet hat. Ein Arm des Meeres reicht fast bis an den Flecken und bildet einen sichern Hafen. Aber schon seit langem sind Handel und Verkehr von hier geflohen und die trägen Bewohner besitzen kaum noch ein paar schlechte Barken zum Fang der trefflichen Fische, welche alle Buchten und Winkel dieser Küste beleben.

Amalfi.

Die Landstraße von hier nach Amalfi verdient den Vorrang vor allen Wegen. Die Straße ist stets in die Klippen der Küste gesprengt und bietet an jeder Felsenecke ein neues, reizendes landschaftliches Bild über die am Meere entlang gelegenen, stadtähnlichen Dörfer. Die Abhänge sind größtentheils nackt, aber auch vielfach in Terrassen angelegt und mit Wein sowie Öl- und Orangenbäumen bepflanzt. Die Vorsprünge am Meer sind mit viereckigen, plumpen Wachtürmen besetzt, die seinerzeit zum Schutz gegen die Seeräuber angelegt worden sind. Von Cetara, tief in der kleinen Schlucht sich hinziehend, steigt die Straße bis zu dem Wachthäuschen oben am Capo Tumolo, von wo man einen schönen Überblick nach beiden Seiten des Ufers hat und senkt sich von hier wieder an dem Capo d'Orso nach dem Städtchen Maiori, am Ausgang des Tramonti-Thales mit terrassenförmig aufsteigenden Citronenpflanzungen. Die nun folgenden Orte, Minori und Atrani, hängen fast zusammen; denn kaum hat man die letzten Häuser des einen Ortes passirt, so zeigen sich schon die des andern.

Oberhalb Atrani liegt das Haus, wo angeblich Masaniello geboren wurde, der im Jahre 1647 in Neapel einen gefährlichen Aufstand gegen die Spanier erregte

und (Daniel-François-Esprit) Auber hat den Stoff zu der berühmten Oper: „Die Stumme von Portici“ benutzt.

Ein hoher Bergvorsprung mit den weitläufigen Trümmern des Castells Pontone trennt Atrani von Amalfi, das wir gegen fünf Uhr nachmittags erreichten. Es bot uns den eigenthümlichen Anblick, den alle diese Orte der Küste dort tragen, nur zur höchsten Potenz gesteigert und damit eine so seltsame und malerische Scenerie dar, wie man sie kaum träumen könnte.

Es liegt ebenfalls in einer Bucht an der Mündung einer engen Schlucht, die von einem starken Bach allmählich als eine tiefe Rinne in das hohe Gebirge hineingewaschen wurde. Der ebene Platz unten am Ausfluß ist kaum ein paar Morgen groß und wird ganz von dem Hafenkai, wenn man ein sandiges Ufer so nennen will, und einigen Osterien eingenommen. Die übrigen Gebäude des vier- bis fünftausend Seelen zählenden Städtchens stehen einander buchstäblich auf den Köpfen, sie sind wie Schwalbennester an die Felsen hingeleimt, wo nur immer ein Vorsprung, ein Eckchen übrig blieb, da klammerte sich auch ein Häuschen an, da wurden enge, steile Treppchen in die Felsen gehauen, welche die Nester miteinander verbinden, Stützmauern aufgeführt, das Dach als Garten benutzt, kurz, das gab ein Durcheinander, wie man es sich kaum denken kann.

Der Ort hat eine Menge Papier- und Maccaronifabriken, welche, die reichliche Wasserkraft des Baches benutzend, in der engen Felsrinne nacheinander hingekleistert sind, daß es eine Freude ist zu sehen, wie oft Brücke, Bach und Steg, Haus und Fels in drolligen Sprüngen durcheinander zu purzeln scheinen. Denkt man sich hierzu noch die üppigste Vegetation an Orangen- und Citronen-, Öl- und Johannisbrodbäumen, Reben und Blumen, als nur in die Ritzen hineingestopft werden konnten, so kann man sich ein Bild dieses originellen Nests machen, das vielleicht in Italien einzig dasteht.

In dem unmittelbaren Gewirr seiner Häuser und Treppen, seiner Durchgänge und Höfe wimmelt es von Erwachsenen und Kindern, alle betteln, schreien, lachen und singen, und ein Ameisenhaufen, in den man mit dem Fuß tritt, ist ein ruhiger Ort gegen das Gewusel, das man sieht, wenn man hier durchgeht.

Natürlich kann ein Wagen in diesen Gassen gar nicht fahren; selbst Esel giebt es nicht, da es immer Trepp auf und Trepp ab geht, und so müssen alle Producte der unzähligen Fabriken, die sich zwei Stunden lang am Bache hinziehen, alle Nahrungsmittel und Holz auf dem Kopf oder auf dem Rücken nach dem Hafen hinunter oder aus demselben hinauf geschleppt werden, was die Passage sehr oft lebensgefährlich macht, aber auch bei Männern und Frauen eine Menge kräftiger Gestalten herausgebildet hat. Besonders die Frauen sind beim Tragen ihrer schweren Lasten auf malerische Weise aufgeschürzt und geben ihre schönen Glieder mit einer uns unbekanntem Liberalität ungenirt den Blicken preis.

Für den Architekten ist Amalfi²⁷, noch mehr aber in dem oben auf der Terrasse des Gebirges gelegnen Ravello reiche Ausbeute. Es treten da überall maurische Elemente hervor und der Einfluß der Sarazenen in diesen Gegenden zeigt sich in vielen Spuren, im turbanartigen Kopfputz der Frauen wie in der Architectur der Kirchen und Wohnhäuser. Jetzt ist von der einstigen, großen Stadt wenig mehr übrig als einige Dutzend zerfallne Kirchen und ein paar ärmliche Dörfer, deren Lage auf der hohen Felsenterrasse aber paradiesisch ist, so daß ich Amalfi mit seiner nahen Umgebung für einen der schönsten Punkte von Italien halte.

Einem glücklichen Umstand hatten wir es zu verdanken, daß wir in den kühlen Gängen der Luna, einem ehemaligen Kloster mit der wunderbarsten Lage, eine vortreffliche und billige Bewirthung fanden, die uns viel länger festhielt, als wir anfangs beabsichtigt hatten. Denn welche Anziehungskraft ein gutes Wirthshaus auf jeden ehrlichen Deutschen ausübt, ist ja weltbekannt und einen guten Schoppen bei dieser Hitze soll man nie gering achten.

Leider waren aber auch die Leiden, die wir in der Nacht hier auszustehen hatten, ungemein. Mein Freund Friedländer, dem der Himmel eine sehr feine Haut und süßes Blut verliehen hatte, plagten die ganze Nacht Flöhe und Mücken auf's elendste. Seine Beschreibungen, wie er des Nachts aufstand und im Hemde Jagden nach allen Himmelsgegenden anstellte, waren haarsträubend.

²⁷ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „in Amalfi“ statt nur „Amalfi“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 60).

Doch auch die schönen Tage in Amalfi mußten endlich einmal ein Ende nehmen und am dritten Morgen bestiegen wir eine Barke, die uns nach Scaricatojo führte. Die Fahrt selbst war reizend in der kühlen Morgenluft, an dem malerischen Gebirge der Küste entlang, dessen steile Felsen es nur hier und da einem Bach gelingen ließen, sich ein breites Bett auszuwaschen und so eine Bucht zu formen, in der jetzt gewöhnlich ein Dörfchen eingezwängt steht, den Berg hinaufklettert und sich dann verschämt unter einem Wald von Orangen- und Öl-bäumen verbirgt; dann kommen wieder weit in die See hinein laufende Vorgebirge, die ebenfalls alle mit Wachthürmen besetzt sind; ganz kleine, stille von den Felsen überhangene Sandbänke, wo Fischer ihre Netze trocknen; vom ewig brandenden Meer ausgewaschne Grotten; Klöster, still und ernst von der Höhe herabsehend. Kurz, ein unaufhörlicher Wechsel der Scenerie macht diesen Weg zu einem der bezauberndsten, den man hier nur finden kann und denkt man sich noch die durchsichtige, klare Fluth und eine von Orangendüften durchzogene Luft dazu, so wird man mir Recht geben, wenn ich traurig bin, diese Gegend bald verlassen zu müssen und sie wahrscheinlich nie wieder zu sehen bekomme.

Wir hielten uns in Scaricatojo gar nicht auf und nahmen einen Führer. Es führte der Weg anfangs auf Felsentreppen stets bergan bis auf die Höhe von Conti di Geremenna. Kaum hatten wir den Kamm überschritten, als sich uns ein wundervoller Blick über den Golf von Neapel und die Inseln öffnete und wir zwischen mehreren Mauern und der Straße wohlbehalten in Sorrento wieder eintrafen. Unser Wirth, der sich außerordentlich freute, uns glücklich wiederzusehen, hatte uns inzwischen unser Zimmer reservirt. Welch eine Pracht und Herrlichkeit liegt jetzt vor uns ausgebreitet! Vor uns das weite blaue Meer, belebt von zahllosen Fahrzeugen, wie ein diamantblitzender Spiegel. Dahinter die ganze Stadt Neapel an mäßigem Abhang. Die Wege ringsum geschmückt durch die bunteste Vegetation. Zwischen schlanken Ulmen glühen in den dunkelgrünen Beeten Tausende von hellrothen Blüthen, wie ein reichgestickter Teppich breiten sich die zahllosen Blumen an den Abhängen aus. Riesige Cactus und Aloen strecken die stacheligen Zweige und Blätter in die Luft und zwischen den Tausenden von goldnen Früchten der Citronen- und Orangenbäume rankt sich die Kletterrose empor. In dieser wildromantischen Schlucht und in tiefer Bergeinsamkeit liegt das Städtchen Sorrent, dessen Häuser fast sämmtlich Balkone haben und es gleicht mehr einem Garten, aus dem die menschlichen Wohnungen als Villen herausblicken.

Dieser ganze Garten ist bedeckt mit Feigen-, Orangen-, Citronen- und Ölbäumen, welche letztere bis hoch hinauf die Gebirge bedecken, bis auf deren höchster Spitze die hell abstechende Kastanie Platz ergreift. Auf diese Weise und da die Thäler eine ähnliche Structur²⁸, wie bei uns im Unterharz, kommt der Bildung des Erdbodens noch die Verschiedenheit des Laubes zu Hülfe, um die mannigfaltigsten Färbungen hervorzubringen. Unmittelbar über dem dunkelblauen Golf erhebt sich, von unsrer Wohnung aus gesehen, das dunkle Laub der Limonen und Orangen, gemischt mit Feigen und Weinranken, wie Sammet, in den die Häuser wie mit Silber hineingestickt erscheinen und darüber dämmernt in einer Art Graugrün der Ölbaum, bis diesem Gemälde sich die hellgrüne Krone des Kastanienwaldes aufsetzt.

Beim Untergang der Sonne ist fast stets der gegenüberliegende Horizont dunkelroth, sodaß Ischia, Procida und die Höhe von Camaldoli fackelartig aufflammen. Neapel, Portici und Sant'Annunziata schließen diese Scene und ich empfinde die Lust: „Neapel sehen und wiederkommen“, denn ich glaube, es giebt wohl keinen Punkt der Erde, an welchem See und Gebirge, Golf und ein Kranz reicher Gärten, Dörfer und Städte sich wie hier begegnen und zuletzt noch in einem schön gestalteten Vulkan ihren Schlußpunkt finden.

Da es uns in Capri vor vierzehn Tagen gar so sehr gefallen hatte, so fuhren wir nochmals eines Tages bei ruhigem Wind hinüber. Die Insel gleicht, abgesehen von der andern Färbung des Gesteines und seiner größeren Ausdehnung, ein wenig Helgoland, wenn es auf der Höhe flach wäre. Sie ist aber auf dem engen Raum mit so hohen Bergkegeln gekrönt, zwischen denen wieder kleine, liebliche Thäler hindurchstreichen, daß es sich in größere Mannigfaltigkeit zerlegt und den beiden Städtchen Capri und Anacapri sowie verschiedenen, kleinen Ansiedelungen Platz gewährt. Von der höchsten Höhe, der Burg Barbarossas, übersehen, erschien es uns wie ein kleines Königreich von der Art, wie Ulysses (Odysseus) auf Ithaca eins besaß. Eine einzige Palme war im Garten des Hotels, aber Cactus mit Stämmen von Mannesstärke begegneten uns oben häufig.

²⁸ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Structur haben“ statt nur „Structur“ (vgl.: Ziegler, Franz: Gesammelte Novellen und Briefe aus Italien, Band 3, Berlin 1872, S. 171).

Ich muß gestehen, daß mir heute die Aussicht nicht so besonders erschien und daß sie der von Camaldoli und vom Vesuv nicht gleichkommt, und dann sind Neapel, Vesuv, Portici und selbst Bajae etwas zu fern, um noch den Eindruck zu machen, den sie bei größerer Nähe gewähren würden. Zwar treten südöstlich die calabrischen Berge hervor, aber ebenfalls in einer zu großen Entfernung.

Die kleinern Thäler der Insel dagegen sind mit ihrer reichen Vegetation um so wohlthuender, als die Spitzen nackte Felsen sind. Die Villa des Tiberius, von der nicht viel mehr übriggeblieben ist als der großartige Unterbau, erschien mir heute ein weniger gewaltiger Bau und wenn man sich recht vollsaugen will von Haß gegen Tyrannei, so muß man an die Stelle treten, von welcher dieser Kaiser seine Opfer in's Meer werfen ließ, ein Schauspiel, das er von einem Seitenflügel seines Schlosses recht bequem genießen konnte.

Aus dem anmuthigsten Schlaraffenleben, welches wir in dem freundlichen Sorrent seit beinahe vierzehn Tagen geführt hatten, nachdem uns die rasch aufeinander gehäuften Genüsse in Paestum, Amalfi und zuletzt noch in Capri einige Zerstreung gegeben hatten, mußten wir uns endlich herausreißen und wir fuhren mit einer kleinen Barke an einem wundervollen Nachmittage und bei ruhiger, klarer See nach Neapel hinüber.

Pompeji.

Nun haben wir endlich auch Pompeji gesehen, das wir uns als letzten Genuß, ehe wir nach Rom reisen, vorbehalten hatten.

Ist man von der Fülle der Gegenwart bedrängt und zerstreut, so lohnt es sich doppelt, sich einmal wieder in der Betrachtung einer Vergangenheit zu sammeln, die einem so eigenthümlich entgegentritt in der wiedererstandnen Stadt, wenn man über den Hügel von Schutt und Asche herunterkommt, der, durch die Ausgrabungen entstanden, rings um dieselbe einen hohen Wall bildet, und in die engen Gassen tritt, deren schweigende Öde ungefähr einen Eindruck



Archäologische Tätigkeit.

macht, wie manche unsrer Örtchen, wenn ein schöner Sontagnachmittag die ganze Bevölkerung in's Freie gelockt hat. Man steht einem Landstädtchen gegenüber, das nichts zu sagen und nichts zu bedeuten hat, wo sich's bloß gut und bequem leben ließ.

Es war offenbar eine Art von Sorrent oder Castellammare für die Römer oder Neapolitaner. Die Gebäude scheinen fast durchgängig im Besitz reicher Leute gewesen zu sein, die sich ganz hierher zurückgezogen hatten oder doch einen Theil des Jahres hier zubringen wollten, und nur, was sich an dergleichen Villen nothwendig anschließt, die Wohnungen der Metzger, Bäcker, Krämer, Barbieri und der Wirthsleute, lehnen sich bescheiden an die der Vornehmen in verhältnismäßig geringer Anzahl an.

Die letzteren sind einförmig, eins wie das andre, und haben ganz dieselbe Einrichtung, bequem und niedlich. Nur die Mauern des Parterres stehen noch und die Zimmer sind klein, aber es sind deren viele, wie man schon daraus sehen kann, daß jedes Haus zwei Höfe enthält, um welche die Gemächer herumlaufen und auf welche die Fenster hinausgehen. Überhaupt scheinen die Alten ihre Haushaltung möglichst vor fremden Blicken abgeschlossen zu haben. Die Weiber, in der hintern Hälfte des Hauses besonders, waren so gründlich abgesperrt,

daß unsre emancipationslustigen Damen es gewiß höchst ungerecht finden würden, wenn ihnen das Klatschen so ziemlich erschwert würde²⁹.

In ihren Frauengemächern indessen scheinen es die pompejanischen Frauen sehr gut gehabt und ein gar üppiges Leben geführt zu haben, wie der reiche Schmuck der Gemächer beweist, war es ja damals mit der römischen Sittenstrenge und Einfachheit längst vorüber; für letzteres sprechen auch die noch gut erhaltenen Theater und das Forum, die in ihren Verhältnissen zeigen, wie die öffentlichen Gebäude selbst in unbedeutenden Städten doch verhältnismäßig prächtig, wenn auch weniger geräumig waren.

Ich mußte lachen, als ich in dieses Forum trat und an die pompejanischen Faulenzer dachte, wie sie dalehnten und wichtige Gesichter schnitten, wie es die heutigen Italiener noch auf ihrer Piazza machen, die sich ja in jedem Dorfe findet.

Die Sklaverei wird wohl hinreichend die verhältnismäßig geringe Zahl eigentlicher Bürgerhäuser erklären; denn jeder Reiche hatte unter seinen Sklaven Schuster und Schneider, ja sogar Maler und Leute für alles Mögliche, die dann zusehen mußten, in welchem Winkel sie Platz fanden. Aber eine Kunstbildung haben sie gehabt, deren Ausdehnung für uns unbegreiflich ist.

Es giebt buchstäblich gar nichts in diesem Orte, was nicht eine kunstgemäße Gestalt hätte. Das Gewicht und die Waage des Fleischers, der Laden des Hökers wie der Kamm und Spiegel der vornehmen Frau haben alle eine vollständig durchgebildete, schöne Form!

Natürlich ist in Pompeji alles Brennbares verkohlt, sodaß alle Dächer und die etwa von Holz aufgeführten, oberen Etagen nicht mehr existiren, auch schadet es sehr, daß fast alle Meubles und sonstigen beweglichen Gegenstände, ja sogar ganze mit Fresken bemalte Wandflächen nach dem Museo Borbonico in Neapel gebracht wurden. Dessen ungeachtet aber hat man noch Gelegenheit genug, sich an der ungemainen Nettigkeit der Straßen und der Zweckmäßigkeit aller

²⁹ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „ungerecht fänden, und ihnen das Klatschen schon ziemlich erschwert würde“ statt „ungerecht finden werden wenn ihnen das Klatschen so ziemlich erschwert wurde“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 88). Demzufolge sollte auch hier der Konjunktiv verwendet werden.

Einrichtungen zu erfreuen, wenn man der Erwartung entsagt, Dinge hier zu finden, die neben der Größe in den übrigen römischen Städten Stich hielten³⁰.

Das enge Provinzialstädtchen ist nirgends zu verkennen, das gar kein selbstständiges Leben hat, sondern eben alle Impulse von außen her bekommen haben muß. Am besten erhalten sind die Theater, aber auch einige interessante Tempel sind da, zum Beispiel der Isis, nicht groß, aber reich verziert, wo man noch den geheimen Gang sieht, durch welchen die Priester in die hohle Isis-Statue stiegen, um von da aus die Orakel der Göttin zu verkünden.

Ich müßte kein Deutscher sein, wenn mich nicht die Wirthshäuser intressirt hätten. Vor der Stadt ist auch wirklich ein recht großes in der sogenannten Gräberstraße, die nach dem Vesuv zu liegt, während rechts ein öffentliches Haus mit langen Arkaden, auf dem an der Hausthür ein aufrechtstehender Penis angebracht und noch heute zu sehen ist, den größeren Theil der Straße einnimmt. Ganz am andern Ende der Ringmauer liegt die Arena, die ihrer Größe nach für die Bevölkerung der ganzen Umgegend berechnet und noch ganz gut erhalten ist. Sehr interessant für uns war das gut erhaltene Pflaster, in welchem die Einschnitte, welche die Wagenräder gemacht hatten, ganz deutlich zu sehen waren; ebenso die Cisternen, in welchen man ebenfalls die Spuren, welche die Stricke beim Heraufziehen in dem Stein zurückgelassen hatten, deutlich sehen konnte.

Von Pompeji fahren wir zurück nach Herculenum. Es liegt einmal in der großen Mehrzahl der Menschen, daß wir alles schöner finden, was der Vergangenheit angehört.

Die Ausgrabungen in Herculenum waren noch sehr weit zurück und wir mußten in die Kellerräume der Häuser steigen, welche auf der alten Stadt gebaut sind, um einige alte Mauern ausfindig zu machen, die vielleicht zu irgend einem öffentlichen Gebäude oder Theater gehört hatten. Da gab es keine bloßgelegten Häuser mit Hofraum und Gärten, weil eben über die alte Stadt moderne Häuser gebaut worden waren. Wir hielten uns daher gar nicht lange auf und kehrten abends nach Neapel zurück.

³⁰ Diesem Nebensatz entspricht in der zugrunde liegende Literaturstelle folgender Nebensatz: „..., die neben der römischen Größe Stich hielten.“ (vgl.: Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 92).

Neapel.

1839, Februar.

Der Carneval ging zu Ende und wir mietheten in der Toledostraße ein Fenster, um alles con amore sehen zu können. Auch kauften wir uns Drahtmasken, weil in Neapel während des Carnevals nicht nur mit den gewöhnlichen, erbsengroßen Confetti, sondern auch mit haselnußgroßen Gipskugeln geworfen wird. Um ein Uhr mittags fuhren wir zu unserm Fenster, das sich im ersten Stock eines großen Hauses befand. Bereits war das Gedränge sehr stark, aber man sah nur wenige schöne Costüme. Von hundert Schritt zu hundert Schritt hielten auf der, eine Stunde langen, im Verhältniß sehr engen Toledostraße bis hinauf nach Capo di Monte, von woher der königliche Zug kommen sollte, berittene Posten, welche die Ordnung aufrechterhalten mußten.



Ein berittener Armee-Posten, der die Ordnung beim Neapolitanischen Carnevalsumzug sichern soll.

Endlich um drei Uhr nachmittags hieß es: er kommt, er kommt, und ein Gemurmel und Getöse von tausend Stimmen wälzte sich heran: Zurufe, Gelächter

und Geschrei, aber kein Evviva. Bald endlich nahte der seltsame Zug. Voraus ritten auf großen, schwarzen Pferden zwei stattliche Müllerknechte in weißen, mit blauen Bändern gezierten Kitteln, auf den Schultern Mehlsäcke tragend, aus welchen sie Hände voll Mehl nach allen Seiten hin warfen. Hinter ihnen liefen sechs große Esel, welche große, weiße Mehlsäcke auf den Rücken hatten, woraus ihre Führer, die auch weiß und blau gekleidet waren, die entleerten Säcke der beiden Müllerburschen immer wieder von neuem füllten. Hierauf kam ein großer, von acht Pferden gezogener, colossaler Wagen, der ebenfalls weiß und blau angestrichen und drapirt war. Auf diesem befand sich eine klappernde Mühle, in die beständig Mehl von oben eingeschüttet wurde, welches unten als Confetti und überzuckerte Mandeln wieder heraus kam. Auf dem Wagen waren wenigstens zwölf bis sechzehn Personen in weißen und blauen, sehr hübschen Anzügen, natürlich alle maskirt. In der Mitte des Wagens war von Kornsäcken eine Art erhöhter Sitz dargestellt, auf welchem der angebliche Müllermeister, in vero der König selbst, ebenfalls blau und weiß gekleidet, seinen Sitz hatte. Hinter dem Müllerwagen fuhr dann ein großer, mit sechs Pferden bespannter, hoch aufgeladener Bauernwagen, der mit Kornsäcken angefüllt war und hinter welchem zwei Landsknechte in der Landestracht ritten, welche den Zug beschloss, der sich langsam und häufig stillhaltend fortbewegte. Der angebliche Müllermeister vergnügte sich durch fortwährendes Werfen mit überzuckerten Mandeln und lachte laut auf, wenn er ganze Massen Confetti unter die Buben werfen konnte, die sich unaufhörlich darum balgten.

Es kam auch vor, daß viele von diesen Confetti in die Fenster geschleudert wurden und viele Tafeln zertrümmerten, was ungeheures Gelächter hervorbrachte. Ich habe aber nicht gesehen, daß jemand sich darüber beschwert hätte. Das ist hier so Sitte.

Außer dem König und seinen Begleitern durfte niemand weiter zur Carnevalszeit Umzug halten, als der Kunstreiter (Alexander) Guerra, welcher damals gerade mit einer Kunstreitergesellschaft in Neapel anwesend war und alle Abende in dem großen Circus Vorstellungen gab. Wir sind ebenfalls zuweilen abends hingegangen, konnten uns aber nie recht dort wohlbefinden.

Die Osterfeiertage rückten immer näher und da wir beschloßen, dieselben in Rom zuzubringen, reisten wir von Neapel ab. Das Postwesen in Neapel läßt in Beziehung auf den Personentransport viel zu wünschen übrig. Denn eines-

theils ist die Beförderung der Personen gar nicht in den Händen des Staates, sondern in denen von Privatpersonen, anderntheils kann man nie wissen, ob man an einem Tage gewiß fortkommt, da bloß zweimal die Woche Diligence-Verbindungen bestehen, welche ein gewisser Angrisani eingerichtet hatte, und niemals Beiwagen gegeben werden, sodaß bisweilen vier Wochen alle Plätze nach Rom voraus vergeben sind. Diesem letzteren Umstande verdankten wir es, daß wir vorzeitig unsre Plätze bestellten und zu rechter Zeit eintreffen konnten. Wir blieben die erste Nacht in Gaeta und kamen am andern Tage abends nach Terracina.

Ein abscheuliches Nest; doch hatten wir hier ein besonderes Abenteuer, indem wir ohne Ahnung ein Nonnenkloster besahen und von der Abbatin und den höhergestellten Damen ganz besonders aufmerksam behandelt wurden. Ob sie vielleicht glaubten, daß Friedländer ein versteckter Prinz sei? Kurz, jedem Angestellten ist es streng untersagt, eine Mannsperson in ein Nonnenkloster eintreten zu lassen.

In der Stadt selbst sahen wir endlich einmal eine Palme mit mehreren frisch angepflanzten Bäumen, sonst war das Nest höchst langweilig und eine Hitze wie im feurigen Ofen herrschte, und doch mußten wir, um die Aussicht zu genießen, dreiviertel Stunden steigen, um auf den sogenannten Palast des Theoderich zu gelangen; er nimmt die vorspringende, höchste Spitze ein und ein Corridor von zwölf Bögen öffnet sich nach der Südseite auf das Meer und die nahen Inseln, während man auf der entgegengesetzten Seite die Ebene bis zum Albanergebirge überschauen kann.

Zur Zeit der Römer war der Hafen von Terracina wichtig – jetzt ist er ganz versandet und ein neuer Molo bietet den Küstenfahrzeugen nur dürftigen Schutz.

Pontinische Sümpfe.

Am andern Morgen passirten wir die berüchtigten Pontinischen Sümpfe, welche sich von Terracina bis Nettuno erstrecken und vielleicht zwei Meilen breit und sieben Meilen lang sind. Die Straße läuft in schnurgerader Richtung, mit stattlichen, auch manchmal kurz beschnittenen Ulmen in einer doppelten Reihe bepflanzt, und endigt auf der alten Via Appia, neben dem alten Canale della

Botte, den schon Augustus angelegt hat. Die Sümpfe werden namentlich von den Büffeln aufgesucht, doch giebt es auch höher gelegene Stellen, welche ausgedehnte Weiden abgeben. In der Urzeit fassten diese Landstrecken vierundzwanzig Ortschaften, versumpften aber schon in den letzten Jahren der Republic und liegt der Grund wohl in dem mangelnden Gefälle des Bodens.

Die Bäche und Canäle sind nicht im Stande, bei starkem Regen die von den Bergen kommenden Wassermassen rasch in sich aufzunehmen und, sobald sorgfältige Aufsicht fehlt, trägt die üppig wuchernde Vegetation der Wasserpflanzen auch unter gewöhnlichen Verhältnissen dazu bei, den Abfluß zu hemmen. Deshalb haben alle Austrocknungsversuche immer nur zeitweise Abhülfe gewähren können. Die Straße läuft an der Westseite des Albanergebirges hin und nachdem wir die kleinen Orte Tor tre Ponti und Velletri passirt hatten, kamen wir nach Cisterna³¹ (di Latina), wo sich die einst berühmten Eichenwälder ausdehnen. In Genzano (di Roma) wurde nochmals gehalten und abends gegen neun Uhr trafen wir in Rom ein.

Rom.

So traurig auch die Gegend, die wir durchzogen, aussah, so wurden wir doch schon hinter den Pontinischen Sümpfen gewahr, daß die Umgegend Roms an Schönheit der Form und an einer gewissen, eigenthümlichen Farbe den reizenden Golf von Neapel mit seiner üppigen Umgebung doch noch übertrifft, und wenn den öden Gassen der Stadt selbst jener fröhliche, brausende Lärm Neapels abging, so bot einem doch gerade in der jetzigen Zeit das römische Volksleben höchst originelle, eigenthümliche Seiten. Das herannahende Osterfest brachte eine Menge schöner, großer Römerinnen auf den dunklen Corso, die von den Gebirgen hereingekommen waren, um den Feierlichkeiten in der Osterwoche beizuwohnen.

Wir hatten in der Straße (Via dei) Condotti eine passende Wohnung gefunden und nachdem wir eine Menge kleiner Geschäfte bei dem Consul und dem preussischen Gesandten abgewickelt und die ersten Schritte auf das Capitol und den alten Circus gelenkt hatten, stiegen wir hinaus zum Vatican.

³¹ Die Reihenfolge der Orte wäre zu überprüfen. Auf der Strecke von Neapel nach Rom folgen Tor Tre Ponti, Cisterna di Latina und Velletri aufeinander.

Niemand kann sich eine Vorstellung von Rom machen, der es nicht selbst gesehen hat. Paris mit seiner bunten Mannigfaltigkeit, das kann eine lebhaft Phantasie sich ausmalen, ganz anders aber Rom. Es ist für jeden, der es betritt, ein ganz Anderes, als er sich gedacht. Und dieses besondere Gepräge ist so stark, daß der erste Überblick genügt, um die Gesamtvorstellung der einzigartigen Stadt ewig im Auge zu behalten. Der Alterthumsforscher geht den Denkmälern und den Überbleibseln der alten Römerzeit nach, andere suchen die Pracht der Kirchen und die Kunstschatze des päpstlichen Rom.

Majestätische Römerbauten und daneben gewöhnliche Häuser, aus denen die modernste, weiße Wäsche zum Trocknen herabhängt, finstere Klostermauern und neue Prachtbauten sind Contraste, wie sie schwerlich eine andere Stadt aufzuweisen hat. Das Haus, wo Gregor wohnt, der Oberpriester, dem Gott den Schlüssel gab, die Gegenwart zu erschließen, der Herold, welcher den Völkern verkündigen soll. Der Vatikan ist kein Palast, sondern eine Stadt von Palästen.



Rom, Blick auf den Petersdom und die Vatikanstadt.

Die Mühe und Strapazen, durch die zehntausend Zimmer und Galerien, durch die geweihten Räume, in welchen, von Peruginos, Raffaels, Giulio Romanos, Domenichinos, Michelangelos und Correggios Pinsel ausgeziert, die unsterblichen Meisterwerke der griechischen und römischen Plastik aufgestellt sind,

durch die Säle, in denen die Malerei vieler Zeiträume und Völker das Schönste versammelt hat, durch die Galerien der Genies und der Wissenschaft, in welchen der kostbarste Bücher- und Manuscriptenschatz aufbewahrt ist, den die Welt besitzt, durch die Loggien und Stanzten³², deren Wände einzig und allein mit den Compositionen Raffaels geschmückt sind, durch das Arbeitscabinett des großen Ganganelli³³, sind groß und nur durch näheres Eingehen in die einzelnen Fächer, was bei dem jetzigen, kurzen Aufenthalt gar nicht gemacht werden konnte, ist eine Erleichterung möglich. Gegenwärtig wollten wir die Osterfeiertage hier zubringen und das Übrige für den nächsten größeren Aufenthalt aufschieben.

Die Feier des Palmsonntags wird regelmäßig in der Basilica des heiligen Petrus begangen und daher strömten alle Fremden in langen Zügen hinüber, jenseits des Tiber, wo die Peterskirche gelegen ist.

Die Kirche oder vielmehr das Innere kam mir nicht so ungeheuer vor, wie man sie immer vorstellt und auch die Fresken in der großen Kuppel schienen von keinen Meisterhänden gemalt zu sein, doch war der colossale Platz vor der Kirche mit den vierhundert cannelirten Arcadensäulen zu beiden Seiten, der Obelisk aus Theben und die beiden prachtvollen Fontainen, welche fortwährend, Jahr aus, Jahr ein gegen 40 Fuß hoch ihre Strahlen in die Höhe senden, wahrhaft großartig und überwältigend. Im Innern der Kirche im hohen Chor war für den Papst ein Thron errichtet zwischen der Kanzel und dem Hochaltar und zur rechten und linken Hand von dem Stuhle des Kirchenoberhauptes waren Tribünen für die in Rom weilenden Prinzen, für das diplomatische Corps und sonstige Fremde von Rang aufgestellt. Die erste Bank sollte von den Cardinälen, die zweite von den Bußpriestern eingenommen werden. Zu beiden Seiten des Hochaltars und ganz um ihn herum waren erhöhte Sitze von mehreren Abtheilungen für Damen, die mit einer Einlaßkarte versehen waren, aufgerichtet und eine Abtheilung Miliz, in alten, faltigen Röcken mit langen Hellebarden, hielt den Zudrang der Menge in Schranken.

³² Wikipedia: Die Stanzten des Raffael (von italienisch stanza ‚Zimmer‘) sind Gemächer im Apostolischen Palast, die von Raffael und seiner Schule ausgemalt wurden.

³³ Wikipedia: Clemens XIV. (bürgerlich Lorenzo Ganganelli, eigentlich Giovanni (Gian) Vincenzo Antonio Ganganelli; geboren 31. Oktober 1705 in Santarcangelo di Romagna bei Rimini (Kirchenstaat); gestorben 22. September 1774 in Rom) war von 1769 bis 1774 Papst.

Endlich, nach langem Harren, entstand eine große Bewegung der im Schiff der Peterskirche harrenden Volksmenge und verkündete die Annäherung des Oberhirten der katholischen Christenheit. Voran zogen zu zwei und zwei in feierlichem Schritt die Bußväter im Meßgewande und dann die Cardinäle im Chorrock; hierauf erschien der Nachfolger des heiligen Petrus, auf einem Thronsessel getragen, der von einem Dache überdeckt und von zwei breiten Fächern mit weißen Federn zu beiden Seiten eingefasst ist, so daß sich Seine Heiligkeit fast wie in einem Tabernakel eingeschlossen befindet.

An diesem Tage trug er übrigens nicht die dreifache Krone, sondern eine einfache, silberne Bischofsmütze und glich in seinem weißen Chormantel einer Bildsäule, die nur dann sich belebte, wenn sie den Gläubigen den Segen spendete.

Am Hochaltar ward der Papst niedergesetzt, verrichtete ein kurzes Gebet und bestieg den Thron, wo er die Palmen erst einsegnen und dann austheilen wollte. Diese Palmzweige sind ziemlich lang und zierlich gewebt. Derjenige, den der Heilige Vater trug, hatte die Gestalt eines Kreuzes und war äußerst klein, damit er ihn mit Bequemlichkeit in der Hand führen konnte. Die Austheilung geschah mit feierlicher Ordnung und ernster Würde. Die Cardinäle, die Bußpriester und viele Herren in Uniform kamen zu ihm heran, um aus den Händen des Heiligen Vaters die geweihte Palme zu empfangen. Jeder beugte seine Knie und küßte dann das Kreuz auf dem Schuhe des Papstes. Die Cardinäle küßten die Palme, welche sie empfangen hatten und ließen, wenn sie an ihre Stelle zurückkehrten, die lange Schleppe ihres Mantels auf den Stufen des päpstlichen Thrones nachziehen.

Es lag in diesem großen Palmenfeste, in dieser Darlegung von Pracht und Glanz inmitten einer unzähligen Menschenmasse und unter dem Gewölbe des größten Tempels der Welt etwas, das auf eine großartige Weise den siegreichen Schritt der Kirche durch die Jahrhunderte hindurch ausdrückte.

Die Feier der Todtenmette am Mittwoch fand in der Sixtinischen Kapelle statt, dieser kleinen Kirche im Vatican, worin die großartigen Schöpfungen des Michelangelo sich befinden. Diese Kirche vermag kaum dreihundert Personen

aufzunehmen und an diesem Tage wollten Tausende von Fremden hineindringen. So ward ich denn fast erstickt und hatte Mühe, Athem zu holen³⁴.

Aus diesem Grund wurde ich auch nicht zur Andacht gestimmt, als die Psalmen gesungen und das berühmte Miserere von (Gregorio) Allegri angestimmt wurde. Es waren keine himmlischen Töne, wie von Engeln, und der Gesang der Thomaner in Leipzig während der Motette an einem Sonnabendmittag ist mir lieber, als diese alten, abgenutzten Stimmen der entmannten Kirchensänger.

Auch kamen mir die Gestalten in den berühmten Fresken von Michelangelo viel zu colossal vor und würden dieselben in einer großen Kirche und an großen Wandflächen einen ganz andern Effect machen.

Am grünen Donnerstag in aller Frühe strömte die Menge nach Sankt Peter, um hier der Ceremonie des Fußwaschens beizuwohnen, welche in einer von den Seitencapellen der Basilica stattfinden sollte. Ein ganz einfacher Thronessel war in der Mitte der Kapelle, etwas erhöht, für den Papst aufgestellt worden und ein langer Tritt war für die dreizehn Apostel bestimmt, welche den verschiedensten Nationen angehörten. Auf beiden Seiten der Kapelle standen Bänke für die Damen, während die Männer in Festbekleidung hinter denselben stehen blieben. In dem Maaße, als die Stunde der Ceremonie näher rückte, drangen auch die Wogen der Neugierigen in den reservirten Umkreis hinein.

Wenn man die Augen zu der Kuppel erhob, so bemerkte man einige hundert schwarze Punkte, die man als Menschen erkannte, welche das seltsame Schauspiel aus der Vogelperspective betrachteten.

Die dreizehn Apostel hatten sich auf den Bänken niedergelassen, welche auf einen Teppich gestellt waren, der die Nachtmahlssonne nach dem Bilde des Leonardo da Vinci in seiner Stickerei sichtbar machte. Sie trugen ein Oberkleid von weißer Wolle und eine Art viereckige, weiße Mütze; ihr rechter Fuß war entblößt, denn er sollte vom Heiligen Vater gewaschen werden. Das Oberhaupt

³⁴ Vergleiche: Grube, A. W.: Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde ... Erster Theil, 9. Auflage, Leipzig 1864, S. 401.

der christlichen Kirche trat endlich heran, nachdem er kleine Schürze³⁵ vorgebunden, wusch er den dreizehn Aposteln die Füße, trocknete und küßte sie. Nichts in der Welt macht für ein gläubiges Gemüth einen so starken Eindruck als die Macht in demüthiger Gestalt.

Die Abendmahlsfeier, zur Erinnerung an die letzte Mahlzeit, welche der Herr mit seinen Jüngern hielt, folgte der Ceremonie des Fußwaschens sogleich nach. Der Tisch für die dreizehn Apostel war aber nicht in derselben Kapelle gedeckt, sondern in einem Saale des Vatican und es war mir bei dem Gedränge nicht möglich, dorthin zu gelangen.

Noch eine andere Ceremonie findet vor der Abendfeier des grünen Donnerstags statt, nämlich die Wallfahrt der armen Pilger, die in Begleitung der vornehmsten römischen Damen heranziehen, um vor dem Heiligen Grabe niederzuknien und im Anblick der Heiligen Hostie, als Sinnbild des göttlichen Lebens inmitten des Todes, ihr Gebet zu verrichten.

Die römischen Prinzessinnen an der Seite der armen Fremdlinge gewähren ein wohlthuendes Gefühl, doch muß man bedenken, daß in Italien der Adel nicht so streng auf Etikette hält als anderswo, zum Beispiel bei uns in Deutschland.

Um die Mittagsstunde des Heiligen Samstags erfüllte ein allgemeines Freudengetön die Hauptstadt der christlichen Welt oder vielmehr den Theil, wo Sankt Peter liegt, denn in dem übrigen Theil der Stadt bekümmert sich kein Mensch um diese Feierlichkeiten. Der Heiland hatte nach dem, was uns darüber gelehrt wurde, den Stein vor seinem Grabe gesprengt und der Welt sich wiedergegeben.

In allen Kirchen läuteten die Glocken und von der Engelsburg donnerten die Kanonen. Die Trauerwoche war zu Ende und der erste Ostertag ward mit der großartigsten Ceremonie angefangen. Der Papst selbst hielt in Sankt Peter das Hochamt. Es ist allerdings für einen Jeden ein großartiges Schauspiel, den Heiligen Vater zu sehen, wie er unter dem prächtigen Thronhimmel herumgetragen wird und sämmtliche religiöse Orden in ihren verschiedenartigen Trachten dem Kirchenoberhaupte voranziehen.

³⁵ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „er eine kleine Schürze“ statt nur „er kleine Schürze“ (vgl. u. a.: Schöppner, Alexander: Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. Geographische Bilder aus der gesammten neueren Reiseliteratur, Leipzig 1858, S. 289).

Was mich während der Feier des Hochamts am meisten bewegte, war die Erhebung der Hostie und die Kommunion. Ein tiefes Schweigen herrschte im ganzen, weiten Raum der Kirche. Dreißigtausend Andächtige waren auf ihre Knie gesunken. Der Papst allein stand aufrecht und hielt die Hostie empor unter laut schmetterndem Trompetenschalle.

Um die zwölfte Stunde mittags ertheilte dann der Papst von der Höhe des an der Vorderseite der Sankt Peterskirche befindlichen Balkons herab der Christenschaar seinen Segen. Wer diesen Anblick nicht aus eigener Anschauung gehabt hat, macht sich schwer eine Vorstellung davon.

Hunderttausend Christen, aus allen Theilen der Welt herbeigeströmt, bedecken den ungeheuern Platz vor der Peterskirche; alle Glocken in Rom lassen ihre Töne durch die Luft erklingen und die Kanonen donnern von der Engelsburg. Nachdem der Papst eine kurze Rede gehalten, macht er über das Volk drei Kreuze und erhebt die Hände gen Himmel, um den göttlichen Segen herabzuflehen. Abends in der achten Stunde wurde dann die Peterskuppel von außen beleuchtet. Fünfhundert Menschen sind angestellt, um die fünftausend Papierdeckel, welche um ein jedes Licht anfangs gestellt sind, in einem Nu mit dem Schlag acht Uhr herabzureißen.

Diese Verwandlung des matten Lichts in ein grelleres machte einen großen Effect. Nimmt man hierzu noch das ewige Plätschern der riesigen Fontainen, das Geschrei des Volkes und das Läuten aller Glocken, so wird es fast keinen Reisenden geben, der, aus Rom zurückgekehrt, nicht von diesen Ceremonien ergriffen gewesen wäre.



Rom, die Engelsburg am Fluss Tiber.

Am zweiten Osterfeiertag, abends in der neunten Stunde, wurde das Feuerwerk auf der Engelsburg abgebrannt. Wir mietheten einen Platz unmittelbar in einem Hinterhaus am Tiber. Da die Engelsburg unmittelbar am Tiber liegt und das abzubrennende Feuerwerk in beweglichen Feuerwerkskörpern bestand, so war die Abspiegelung derselben im Fluß intressant. Um acht Uhr wurden die Kanonen gelöst und bis zum Schluß unaufhörlich hintereinander abgefeuert. Zuvörderst stiegen Raketen und Leuchtkugeln in unzähligen Massen in die Höhe und fielen unmittelbar in's Wasser; dann kamen unzählige Goldregen mit verschiedenartigem Feuer; Hunderte von Schwärmern sprangen im Wasser hin und her, tauchten unter und kamen mit einem heftigen Knall wieder an die Oberfläche; ferner stiegen sogenannte Tourbillons empor, die sich horizontal um ihre Achse drehten und so steigende Feuerräder bildeten; endlich nach einer kleinen Pause wurde die Girandola losgebrannt, die in einer Feuergarbe von dreitausend Raketen emporstieg. Das Schreien und Brüllen der Menge, das Knallen der Kanonen waren ohrenbetäubend.

Übrigens hatte ich in Paris ein ähnliches Feuerwerk gesehen, obschon die Italiener in der Kunst der Lustfeuerwerke berühmt sind und schon im Jahre 1379 in Vicenza zum Friedensfeste ein Feuerwerk abgebrannt wurde.

Den andern Tag gingen wir nochmals in die Peterskirche, um uns dieselbe genauer anzusehen. Der Eintritt in dieselbe wird gleichsam vorbereitet durch den herrlichen Petersplatz, auf dem früher der Circus des Nero war, der sich an Kampfspielen der Christen mit wilden Thieren ergötzte. Gerade also auf dem

Platze, wo einst der größte Tyrann seine Augen an dem schmachvollen Tod so vieler Märtyrer weidete, vereinigt sich gegenwärtig der höchste Glanz des christlichen Roms: die Peterskirche und der Vatican.

Wie bedeutsam wird durch diese Vergleichung die Inschrift auf dem berühmten Obelisk, der sich in der Mitte des Platzes zwischen den beiden Fontainen erhebt: „Das Kreuz hat triumphiert“. Dieser Obelisk, ehemals zwei Kaisern, dem Augustus und dem Tiberius gewidmet, war mit der Herrlichkeit des alten Roms in Schutt und Staub versunken, aber, mit der Wiedergeburt des neuen Roms, dem heiligen, allbelebenden Kreuz geweiht, das nun als Denkmal des wahren Glaubens über den Trümmern der Finsternis auf seiner Spitze strahlt.

Auf jeder Seite des Obeliskens rauscht ein mächtiger Springbrunnen von dreißig Fuß Höhe, wodurch der Platz fortwährend an Leben gewinnt. Noch mehr aber erhöht seinen Glanz die majestätische Colonnade, die ihn von der Seite der Kirche her umgiebt, sodaß er gewiß vor allen berühmten Plätzen der Welt sich auszeichnet. Diese Säulengebäude zu beiden Seiten sind von einer Erhabenheit, die man sich kaum schöner denken kann und bestehen aus dreihundertzwanzig Säulen von Travertin, eine jede von einem Umfang, daß zwei Männer sie kaum umklaffern können. Die Säulen, an und für sich von verhältnismäßig bedeutender Höhe, stehen vierfach und bilden drei Gänge, von denen der mittelste breiter ist als die beiden Seitengänge, sodaß man auch fahren kann. Achtundzwanzig Statuen schmücken das Geländer, womit das platte Dach der Colonnade umgeben ist, sowie achtundvierzig andere Statuen die Geländer der beiden Gänge, die sich an das Dach anschließen und in die Vorhalle der Kirche führen. Zur Kirche selbst, deren Vorderseite dem großen Oval dieses Platzes zum Hintergrunde dient, führt eine Marmortreppe, auf welcher die Statuen der Apostel Petrus und Paulus stehen, und das Portal tragen Säulen, die wenigstens vierzig Fuß hoch sind. Fünf große Öffnungen zwischen den Säulen führen in die Vorhalle der Kirche. Über derselben ist eine zweite Galerie mit dem Balkon in der Mitte, von welchem der Papst gestern den Segen gesprochen hatte, und oberhalb der Säulen läuft eine Attika und auf dieser ein Geländer, wo die colossalen Statuen Christi und der zwölf Apostel die Vorderseite begrenzen, hinter welcher die Kuppel wie ein lustiges Pantheon emporragt, in dessen höchstem Gipfel dann die ungeheure Composition mit dem Kreuze sich vollendet.

Aus dieser prächtigen Vorhalle, deren Hauptschmuck das schöne Mosaik ist, das Schiff Petri vorstellend, gelangt man durch fünf Thüren in das Hauptschiff der Kirche. Der Eindruck, welchen der erste Eintritt in dieses gewaltige Kirchengebäude bei mir hervorbrachte, war nicht so gewaltig. Heute jedoch, wo die vergleichende Denkkraft der Phantasie zu Hülfe kam, wurde die Seele mit Staunen erfüllt und in den Verhältnissen dieses großen Ganzen allmählich das Ungeheure bemerkt, das dem Baue zugrunde liegt.

Die Höhe, Breite und Länge imponiren und vor allem fällt der Glanz auf, welche dem Eintretenden von allen Seiten, wie aus einem geschmückten Salon, entgegenstrahlt. Unwillkürlich blickt das Auge zu der Kuppel empor, unter deren Wölbung der zierlich geschmückte Hochaltar steht, worüber ein vergoldeter Baldachin gespannt ist, der auf vier gewundenen Säulen steht und selbst die Höhe eines ansehnlichen Gebäudes hat, ob er gleich dem Auge nur wie eine bloße Zierde erscheint. Unter diesem Hochaltar ist die Gruft, welche die Gebeine des Apostel Petrus aufbewahrt und um dieselbe sieht man oben ein Geländer, auf welchem Tag und Nacht mehr als hundert silberne Lampen brennen.

Diese gewähren einen feierlichen Anblick und verleihen dem Ganzen ein ernstes Ansehen, indem sie die Idee einer immerwährenden Todtenfeier in diesem, dem Ersten der Apostel gewidmeten Tempel erwecken.

Erstaunlich sind die vier gewaltigen Pfeiler, auf welchen die Kuppel, gleichsam als ein zweites Pantheon in höheren Regionen, aufgestellt ist. Die Kuppel selbst ist unstreitig ein Riesenbau, der alle Wunder der alten Baukunst übertrifft und, um ihre Größe ganz zu würdigen, darf man nur in eine der zwei Galerien, die im Innern an der Wölbung herumlaufen, hinaufsteigen und von da hinunter schauen!

Wie nichtig erscheint einem von dieser schwindelnden Höhe der gerade darunter befindliche, grandiose Hochaltar und wie klein erscheinen in der dunkeln Tiefe die hundert Lampenflammen, die als weit entfernte Lichtpunkte um das Grab der Apostel Tag und Nacht ihr feierliches Licht ausströmen!

Die Kirche selbst ist in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut und ihre staunenswerthe Größe nimmt man dann am deutlichsten wahr, wenn man in ihre

Mitte tritt und von da aus einerseits das Auge nach Osten, andererseits in die ganze Länge und Breite der Kreuzesarme schweifen läßt. Was die Kapellen anlangt zu beiden Seiten des Schiffes der Kirche, so sind auch diese so groß, daß eine jede beinahe den Umfang einer beträchtlichen Kirche mißt, wodurch das Auge, sowie man in der Kirche hinaufgeht, in jedem Momente mit erneuerter Pracht überrascht wird und immer neue, bewundernswerthe Räume wahrnimmt, die man anfangs gar nicht bemerkt hatte.

Mit Altären ist die Kirche nicht überladen und, wie bekannt, sind die Altäre nicht mit Gemälden, sondern mit Mosaikgebilden, aber von vortrefflicher Arbeit, versehen.

Sankt Peters Dom ist die Sonne, die leuchtend über den Palästen, Tempeln und Ruinen der ewigen Stadt steht und ihre weltbeherrschenden Strahlen meilenweit nach allen Seiten hin aussendet, um die Pilger mit magnetischer Kraft festzuhalten. Woher man immer kommt, ob aus Süd, Nord, Ost oder West, immer blitzt zuerst am tiefblauen Horizont das goldne Kreuz der Peterskuppel wie das hellstrahlende Feuer eines Leuchthurms auf, um den sicheren Hafen zu bezeichnen, wo man nach der mühsamen Wanderschaft anlegen soll.

Ohne den Papst gesehen, ohne die Peterskuppel bestiegen zu haben, kann der Fremde Rom nicht verlassen. Obschon wir im Sommer nochmals längere Zeit in Rom verbleiben wollten, so hielten wir es doch für besser, wenn wir jetzt die Expedition auf die Kuppel anträten.

Ein Erlaubnißschein des Maggiordomo³⁶ ist ohne Mühe von jedem Gesandten deutscher Mächte zu erhalten und öffnet die Thüren zu den Treppen dieses Riesenbaues. Schon auf dem Dach der Kirche, zu dem eine sanft ansteigende Treppe von solcher Breite führt, daß man zu Wagen hinauffahren könnte, ist die Aussicht weit und überraschend und nirgends erscheint der ungeheure Petersplatz mit den beiden, in zwei geöffneten Halbkreisen ihn umschließenden Säulengängen erhabner, als am Steingeländer des Daches auf der Façade. In der Mitte des Platzes steht der viertausend Jahre alte Obelisk aus dem Sonnentempel von Heliopolis, umflattert und umweht von den, wie mit Perlen und Dia-

³⁶ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Ein Erlaubnißschein des Maggiordomo“ statt „Eine Erlaubnißschein des Maggiordomo“ (vgl. u. a.: Willkomm, Ernst: Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien, Band 1, Leipzig 1847, S. 304).

manten³⁷ schimmernden Staubschleiern der Fontainen, die ohne Aufhören sich ablösen von den auf und nieder rauschenden Gewässern der Springbrunnen. Trifft gerade die Sonne den feuchten Dunstkreis der beiden Brunnen, so schlingt sie buntfarbige Regenbogen um die silbernen Schaumpalmen, auf denen mit immer neuem Entzücken das Auge ruht und im Doppelgenuß edler Kunst und Natur sich berauscht.

In einem Seitenthurm steigt man auf leichter Wendeltreppe vollends bis zum Eingang der Kuppel hinauf. Bei der letzten Wendung tritt man auf die Galerie, die sie nach innen umgiebt. Und ein ziemlich schmaler Gang zwischen der inneren Kuppelwand und dem äußern Mantel derselben führt hinauf zur Laterne, die von einem zum sicheren Austritt eingerichteten Kranze umgeben ist.

Das Auge schweift hier über das weit ausgegossene Häusermeer der Stadt und sucht in weiter Ferne an solchen Gegenständen einen Ruhepunkt, die, obwohl nur in verstümmelten Trümmern vorhanden, doch so lange in der Geschichte und dem Andenken der Welt leben werden, als die Erdkruste ihre jetzige Gestalt behält.

Vor mir lag das alte Rom, umspinnen von allen Seiten mit dem endlosen Netz der dunklen, von Menschen und Thieren geflohenen Campagna. Die scharf darin hervor tretenden, lichterem Linien sind die alten Wasserleitungen, die nach dem Albaner- und dem Sabinergebirge zulaufen. Wie nie zuvor trat die große Umgebung der ewigen Stadt im Sonnenlicht des klaren Frühlingstages so überwältigend vor meine Augen. Vom hohen Soracte (Monte Soratte) in Nordost bis zum westlichen Abhang des Albanergebirges im Süden lag die ganze Kette der Sabinerberge mit den beschneiten Gipfeln des Apennin im Hintergrund rund um die Campagna wie eine unübersteigliche Mauer.

Im Westen flimmerte der Silberspiegel des Meeres hinter dem grauen Saum der bewaldeten Küste von Ostia. Das Geräusch des städtischen Lebens drang nicht

³⁷ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält nur „wie Perlen und Diamanten“ statt „wie mit Perlen und Diamanten“ (vgl. u. a.: Willkomm, Ernst: Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien, Band 1, Leipzig 1847, S. 305).

herauf bis zu dieser Höhe und so konnte man sich leicht der Vorstellung hingeben, beim Anblick einer so unermesslichen³⁸ gänzlich oder nur theilweise in Staub zerfallner Prachtbauten, daß altes wie neues Rom verödet, nur als herrliches Grabmal größter Erdentage, vor einem liege. Das Gefühl gänzlicher Verödung überfällt Einen leicht in Roms Nähe, weil die Campagna immer still bleibt und die schönen Formen der Gebirge in ihrer ewigen Klarheit, ihrem glühenden Farbenwechsel, ihrem unbeweglichen, immergrünen Baumwuchs das Ansehen haben, als sei sie erst unter der bildenden Hand des Schöpfers fertig geworden.

So stand ich auf der hohen Kuppel, stolz auf das Erdenreich hinabschauend. Ich ging wie in ein Traumleben ein. Während das Auge sich mit Wonnethränen füllte, schlugen erregt die Pulse und das Herz dehnte sich aus in unsagbarem Sehnen und Schauern.

Bis in den Knopf der Kirche, der sechzehn Personen fassen soll, kam ich nicht und hatte nicht Lust, meine Gliedmaßen in ein so erwärmtes Gehäuse einschachteln zu lassen.

Rom ist zwar eine große, aber keine schöne Stadt. Eng und unregelmäßig gebaut, füllt sie die Flußniederung und bedeckt die aus ihr sich erhebenden, unbedeutenden Hügel zwischen dem Janiculum (Gianicolo) und dem Vaticanischen Hügel im Südwest und dem Höhenzug im Nordost, auf dem die Villen Borghese und Ludovisi liegen und der sich als Monte Pincio gegen die Piazza del Popolo vorstemmt. Schmal und krumm ziehen sich die schlecht gepflasterten Straßen zwischen den Häusern hin und die wenigen öffentlichen Plätze sind, mit Ausnahme der Piazza Navona, weder von großem Umfang, noch durch prächtige Bauten ausgezeichnet. Von den Kirchen stecken sich die meisten gleichsam in die Flucht der Häuser und die Paläste kehren überwiegend ihre unschöne Seite der Straße zu. Die einzige gerade Straße von einiger Ausdehnung ist die Via del Corso, aber auch sie ist schmal und am schmälsten auf ihrer belebtesten Strecke von der Piazza Colonna bis zur Piazza del Popolo, in deren Nähe eine Marmortafel das Haus bezeichnet, in dem Goethe gewohnt hat.

³⁸ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „unermesslichen Menge“ statt nur „unermesslichen“ (vgl. u. a.: Willkomm, Ernst: Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien, Band 1, Leipzig 1847, S. 310).

Dennoch giebt es in Italien keine andere Stadt, welche den Fremden allmählich so fest verstricke wie Rom. Die Ruinen, die Kunstschatze, die historischen Erinnerungen und das Leben umschlingen ihn jeden Tag mit neuen Zauberfäden. Mit jedem Tage wächst die Größe des Eindrucks in der Seele und es wächst das Frohgefühl, sich in Rom zu wissen. Es ist, als ob jeder Pflasterstein der ewigen Stadt verjüngende Kraft ausströme, und um von ihr durchdrungen zu werden, braucht man nur mit offenen Augen der Leitung des Zufalls sich zu überlassen.

1839, April.

In Rom war einer meiner ersten Lehrer verstorben, der candidatus theologiae Friedrich Schluttig aus Chemnitz, welcher bei dem französischen Gesandten dort als Gesellschafter angestellt gewesen war und auf dem protestantischen Gottesacker dort begraben liegt. Meine Schuldigkeit war es daher, seine Grabstätte aufzusuchen.

In welchen Winkel der Erde der Zufall den Reisenden auch hinwirft, ob nach America, Asien oder Australien, sei es an den Süd- oder Nordpol, überall trifft er Deutsche, überall findet er Gelegenheit, deutsche Thatkraft, deutschen Fleiß und deutsches Ringen gegen die Schwierigkeiten der Natur und gegen die Gehässigkeiten der Menschen anzutreffen. So auch die vielen Deutschen auf dem protestantischen Kirchhof in Rom.

Es ist weder ein protestantischer noch ausschließlich deutscher Friedhof, da er zugleich der reformirten, der anglicanischen und der griechisch-katholischen Kirche dient. Ich habe manche Kirchhöfe in manchen Ländern und prächtige Campi Santi gesehen, aber keinen einfacheren und stilleren als diesen am Paulusthor.

Es ist hier die Stadt des Todes, denn hier entschlief so manches Individuum, alt geworden im Laufe der Geschichte. Wie über einem ungeheuren Grabe wandeln die Hinterbliebenen und die Glocken der Stadt läuten die großen Tage der Weltgeschichte aus. Darum hätte ich gewünscht, daß auch der Gottesacker für die Fremden eine bessere Berücksichtigung gefunden hätte.

Wenn man die modernen Römer mit den Wilden verglichen hat, so mag dies vielleicht eine Übertreibung sein. Es sind dies Naturmenschen, die unter der

Macht der Religion und unter der Würde der Künste nicht ein Haar anders sind, als sie in Höhlen und Wäldern auch sein würden. Unter dieser Nation muß man natürlich nicht die Reichen, sondern die kleinen Leute verstehen, die ohne ein besonderes Verhängnis niemals weiter als bis zur Osteria gekommen und in der ewigen Stadt geboren sind, deren Begriffe thatsächlich mit der Mauer der Stadt aufhören; sie vermögen nicht einmal überhaupt ein Land von einer Stadt zu unterscheiden.

Es sind die eigenthümlichsten Leute von der Welt; sie besitzen keine Spur von den Kenntnissen, die sich bei uns ein Schulknabe im sechsten Jahr erwirbt, aber, voll von Anlagen, haben sie innerhalb ihrer Sphäre alles wahrgenommen und zu den richtigsten Urtheilen benutzt, wobei ihnen allerdings zustatten kommt, daß diese Sphäre bedeutender als jede andre ist. Sie können weder lesen noch schreiben noch rechnen und dennoch verrechnen sie sich nicht.

Ohne Bildung, haben sie außerordentlich viel Instinkt. Sie fürchten das Nachdenken, wie jede Anstrengung, sind aber höchst zuverlässig, wenn sie sich einmal dazu entschlossen haben, sie sind scheu gegen Unbekannte, im übrigen aber zutraulich wie die Kinder. So ist es auch kein Wunder, wenn sie nur sich als Christen und alle andern, mögen es nun Protestanten oder Türken sein, für eine Art von Heiden ansehen.

1839, April.



Rom, das Colosseum.

Das Riesengebäude des Colosseum, von Vespasian begonnen und von seinem Sohn Titus vollendet, konnte einst über hunderttausend Zuschauer fassen, bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts seine Zerstörung dadurch gefördert wurde, daß mehrere Päpste die Steine von demselben zu vielen großen Bauten nehmen ließen. Als ich mich dem ungeheuren Bauwerke näherte, wuchs dasselbe mit jedem Schritt immer höher vor meinen Augen empor. Auf dem davor gelegenen Platze befindet sich die sogenannte Meta Sudans, ein Rest des von Vespasian angelegten Springbrunnens, der einst so stark besucht war, daß der in der Nähe wohnende Dichter Seneca sich über den Lärm beklagt haben soll, welcher Tag und Nacht dort herrsche. Sonst hieß das Colosseum das Amphitheater des Flavius und hält tausendsechshundert Fuß im Umfang, indem es in drei Ordnungen übereinander aufsteigt, die noch so ziemlich erhalten sind.

Als ich in die erste Bogenhalle eintrat, mußte ich unwillkürlich stehen bleiben. Über mir das klarste Himmelsblau, das durch alle Bogenwölbungen, Thore, Mauerspalten und Öffnungen sich brach und alle Umrisse haarscharf abschchnitt. In der großen Runde der Arena war es still und kühl. Frisches Grün nickte herab von den hohen, grauen Wänden und lauschte durch die offenen Fenster und Thorflügel. Auf dem Platze selbst stehen die Altäre der vierzehn Nothelfer, in der Mitte ein Kreuz und in einem der vielen Bögen hat ein Einsiedler seine einsame Wohnung aufgeschlagen. Reizend erschien mir da besonders die Decoration unzähliger Blumen, die aus allen Ritzen und Spalten, auf Sims, Bögen und Pfeilern des altersgrauen Gemäuers blühen, während fernes Glockengeläut eine feierliche Stimmung erwecken muß.

1839, April.

Da unsre moderne Bildung sich in ihren wichtigsten Beziehungen auf die Bildung und Entwicklung des classischen Alterthums gründet, so muß sich auch das Interesse für die hervorragenden Stätten in der Geschichte der alten Culturvölker immer wieder von neuem beleben. Beruht doch hierauf der eigenthümliche Zauber, den der Name Roms auf alle Gebildeten ausübt, der sie nicht nur antreibt, hier die glänzenden Zeugnisse einer Stufe künstlerischer Vollendung



Rom, der frühere Tempel der Vesta.

aufzusuchen, vor dem wir Nachgeborenen staunend stillestehen, sondern der sie auch mit noch größerer Begeisterung jene öden Stätten besuchen läßt, welche Zeugen der folgenreichsten Begebenheiten in der Entwicklung der alten Welt gewesen sind. Einer Niobe gleich kann die ewige Stadt stolz sein und auf die verödeten oder unter Schutt und Trümmern vergrabnen Stellen hinweisen, deren Namen mit den wichtigsten Thatsachen nicht allein der römischen Geschichte, sondern auch der Weltgeschichte unzertrennlich verbunden sind.

An dem schönen Ufer des Tiber, unfern der Ponte Rotto (Pons Aemilius), stehen die wohlerhaltenen Überbleibsel eines runden Tempels aus der Zeit des Augustus, des Tempels der Vesta. Der zirkelrunde Tempel ist von den schönsten Verhältnissen und hat einhundertsechzig Fuß im Umfang. Er ist von parischem Marmor erbaut, mit vorspringendem Dach, das eine Colonnade von zwanzig canellirten, fünfunddreißig Fuß hohen Säulen korinthischer Ordnung trägt. Das antike Dach ist längst verschwunden und an seine Stelle ist eine Ziegelbedeckung getreten, auf deren Spitze, wo früher die Statue der Vesta prangte, gegenwärtig das Kreuz des christlichen Cultus steht.

1839, April.

Die dramatische Begabung der Italiener ist vorzüglich. Nicht nur der Künstler vom Fach, sondern die Mehrzahl aller Stände besitzt Eigenschaften, welche kaum der Ausbildung bedürfen, um ein verwöhntes Publicum zu befriedigen. Der Sohn des Volkes mit seiner beredten Mimik ist oft ein trefflicher Erzähler

und Improvisator. Unter den gebildeten Italienern trifft man die besten Vorleser, deren feine Declamationskunst alles Können unsrer Rhetoren in den Schatten stellt. Die Helden der ernsten Dramen übernehmen oft Künstler von Fach, ohne daß die genialen Dilettanten sich der geringsten Prüderie oder des leisesten Hochmuths zu Schulden kommen ließen.

Mit Ausnahme einiger Fürsten und Geldmänner empfängt kein Italiener Gäste im eignen Hause. Selbst den vertrautesten Freunden wird kein Glas Zuckerwasser gereicht. Wenn wir von unsern deutschen Soupers mit Bowlen und von unsern Damencafés sprechen, so denkt ein Italiener: welche Verschwendung!

Den Kindern Spielzeug, Bilder und Märchenbücher zu beschenken gilt ebenfalls für eine nordische Excentrizität und das liebe kleine Volk wächst heran, ohne Schneewittchen und Dornröschen kennen zu lernen.

Dem südlichen Kindergarten fehlen die Blumen und Blüthen der Phantasie. Die Ausgabe für eine Reise im Sommer fällt vollends weg. Nur die Nobili beziehen ihre Villen. Wer daheim bleibt, sitzt in abscheulichen, engen Straßen auf Holzchemeln vor einem Conditorladen und trinkt ein Glas Limonade. O, deutsche Concertgärten mit schattigen Bäumen, welche Oasen seid ihr im Vergleich zu diesen trostlosen, römischen Cafés und o! ihr genügsamen, einfachgekleideten deutschen Mädchen!

1839, April.

Der Bürgersteig von der Piazza del Popolo bis zur Piazza Venezia ist von unzähligen Detailverkäufern besetzt, welche den Vorübergehenden ihre ärmlichen Schwefelhölzer oder Wichse anbieten. Umherziehende Männer und Frauen schreien mit kreischenden Stimmen halbverfaulte Fische und andre verdorbene Nahrungsstoffe aus, deren Pesthauch sie schon lange vorher der Nase angekündigt hatte. An der ehernen Säule Antoniu's³⁹ liegen verschiedne Misthaufen und sämmtliche Läden sind nach dem Muster kleinstädtischer Boutiken. Besonders vermisse ich eine anständige Buchhandlung. Dagegen floriren die Buchbinder mit Gebetbüchern und symbolischen Lesezeichen.

³⁹ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Säule des Antonio“ statt „Säule Antoniu's“ (vgl.: Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, Bd. 27, Stuttgart 1872, Nr. 19, S. 17).

Entsetzlich sind die Spelunken der Tagelöhner im Centrum von Rom und Trastevere. Ställe und Keller sind ideale Vorstellungen im Vergleich mit diesen verpesteten Räumen. An Reparaturen, geschweige denn Verbesserungen, wird nie gedacht.

Die Klage der Romantiker: „Rom wird früher oder später seine eigenthümliche Physiognomie einbüßen“ kann vor diesen und ähnlichen Betrachtungen nicht aufkommen und ist auch gänzlich unbegründet. Wo die Physiognomie sich erhielt, darf und wird sie keinem Fortschritt aufgeopfert werden, sondern den Nationalstolz Italiens fort und fort bilden.

Die jetzige und die künftigen Generationen werden die „Heilige Straße“ ziehen⁴⁰: dieselbe Straße, wo der Priester, wie Horaz lehrte, stumm mit der Vestalin wandelte. Tausende und Abertausende werden aus den verzauberten Fluthen der Fontana Trevi schöpfen und die gluthäugige Cicciara wird Maler und Poëten begeistern. Noch fehlt dem poëtischen Rom kein Atom; es wimmelt von pittoresken Motiven. Die spanische Mandoline klingt unter meinen Fenstern und das Miauen, Tuten, Knarren, Klappern, Klimpern der Dudelsackpfeifer wird fortwährend unsere Nerven martern.

Am Wochenmarkt beim Pantheon, welchen Lumpen und Flicker, aber auch welchen Augen begegnet man!!! Das Gehen in diesen Gassen ist nicht ohne Gefahr, denn die Fiaker fahren in gestrecktem Galopp und dazu die Unmasse zweiräderiger Wagen, vom Esel gezogen und von bronzefarbenen Männern geschoben!! Welche Körbe voll Lebensmittel!! Wie sie strotzen von Blumenkohl und Artischocken, von Radieschen und frischem Salat. Bildschöne Knaben, Ideale Murillo's⁴¹, bieten Schnepfen und Rebhühner an, dazwischen kommt eine Bellerina⁴² im albanesischen Kostüm angehüpft, schwingt das Tamburin und bettelt: „per carita.“!

⁴⁰ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „entlang ziehen“ statt nur „ziehen“ (vgl.: Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, Bd. 27, Stuttgart 1872, Nr. 19, S. 17).

⁴¹ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Murillo's Ideale“ statt „Ideale Murillo's“ (vgl.: Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, Bd. 27, Stuttgart 1872, Nr. 19, S. 17). Folglich liegt hier im Plural das Substantiv ‚Ideal‘ vor, so daß ein Adjektiv ausgeschlossen werden kann.

⁴² Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Ballerina“ statt „bellerina“ (vgl.: Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, Bd. 27, Stuttgart 1872, Nr. 19, S. 17).

Bunte Bilder, plastische Gruppen, wohin das Auge reicht. Ein herrlicher Menschenschlag, aber leider ohne allen sittlichen Gehalt und Gewissenhaftigkeit.

Schattenartig gleitet der blasse, schwarz gekleidete Jesuit, der vornehme Dominicaner, vorüber und dort auf den Stufen der uralten Ara Coeli-Kirche steht ein Pilger mit Muschelhut, Stab und Sandalen, angethan wie der „Waller“ auf der Titelvignette von Uhlands Gedichten. In der Nähe der Kaffeehäuser tauchen die Blumenmädchen auf, die ihre Sträuße von Stiefmütterchen, Kresse und Maiblümchen anbieten.

Die Italiener befreiten sich von jeder Tyrannei, nur nicht vom Despotismus der Mode, sie ist absolute Herrscherin und jeder beugt sich vor ihrem Joch wie überall.

1839, April.

Wir hatten noch eine Menge kleiner Geschäfte abzumachen, so gingen denn die vierzehn Tage, die wir uns für Rom diesmal vorgenommen hatten, sehr schnell dahin. Wir waren noch einmal einige Stunden im Vatican und warfen den Stanzen Raffaels einen freundlichen Scheideblick zu, indem wir hofften, in einigen Monaten wieder hierher zurückzukehren.

Die Reise nach Neapel mußten wir wieder über Terracina per Vetturin machen, da die Post längst vorher besetzt war und alle Plätze mehrere Wochen vorher vergeben waren. Das Postwesen ist bekanntlich in Italien jämmerlich und läßt in Beziehung auf den Personentransport ganz besonders viel zu wünschen übrig.

Im Laufe der letzten Tage hatten wir mehrere junge Reisende kennen gelernt, welche mit uns nach Neapel zurückreisen und dann mit uns nach Sicilien gehen wollten. Es waren meist joviale Kerle, doch war die Gesellschaft etwas bunt zusammengesetzt, aus einem jungen Polen, Vincent Zadurski, der mit seinem Hauslehrer, dem Schweden A. Zachrisson, eine Reise nach Italien unternommen hatte, dann dem Hannover'schen Assessor Theodor Oldekop, einem Baron de Pfeil, Ordonnanzoffizier des Königs von Schweden, der mit seiner durch und durch braven, aber sehr nüchternen Art seine Nation charakteristisch repräsentirte, und Friedländer und mir.

Leider waren so viele Fremde auf dem Wege von Rom nach Neapel, daß wir nur mit der größten Mühe noch einen Lohnkutscher auftreiben konnten und dieser hatte so schreckliche, abgetriebene Pferde, daß wir nur Gott danken mußten, glücklich nach Neapel zu kommen. Bis die oben beschriebene Reisegesellschaft mit ihren Koffern in ihren verschiedenen Wohnungen abgeholt war, ging eine schöne Zeit hin, obwohl der Wagen zu uns, als den Nächstwohnenden, schon um vier Uhr früh angefahren war. Während dieses Hin- und Herfahrens war die Sonne allmählich mehr als dreißig Grad über den Horizont emporgestiegen und brannte mir, der ich auf dem Vordersitze saß, gewaltig auf den Kopf, als wir endlich in die staubgepuderte Campagna hinaus fuhren. Ohnehin war Rom in den letzten Tagen so heiß geworden, daß ich es kaum erwarten konnte, bis wir, den langen Rücken des Albaner Gebirges hinauffahrend, die Peterskuppel nur noch von fern über dem giftigen Dunstmeer emportauchen sahen.

In Albano (Laziale) stellte es sich leider heraus, daß unseres Vetturins Wagen und Pferde nicht bloß schlecht, sondern er selber der schlechteste war, da er schon auf dieser ersten Station eine bedeutende Betrunkenheit zeigte und neben gehöriger Grobheit noch soviel italienische Spitzbüberei entwickelte, daß wir ihn beinahe durchgeprügelt hätten und ihm wenigstens die Perspective dazu ausnehmend nahe rückten.

Wenn es überhaupt bei jedem neuen Bekannten rätlich ist, sich sofort mit ihm auf einen bestimmten Fuß zu setzen, so ist das beim Italiener aller Classen doppelt nothwendig, indem er allemal probirt überzugreifen⁴³, was er sich aber dann meist mit vieler Ergebung gefallen läßt, sobald es mit hinreichender Entschiedenheit geschieht.

Unter den vielen Fremden, welche hier angelangt waren, befand sich auch der junge, hübsche Herzog Albert von Coburg-Gotha, welcher mit dem Lord Seymour und einem Baron Stockmar nach Neapel reiste und von dem man schon damals die Vermuthung aussprach, daß er der zukünftige Gemahl der Königin von England sei⁴⁴.

⁴³ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält hier den durch Kommas eingeschlossenen Nebensatz „bis er geduckt wird“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 5 f.). Ohne diesen Nebensatz ergibt der hintere Teil des gesamten Satzes keinen rechten Sinn.

⁴⁴ Wikipedia: Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha – gebürtig Seine Durchlaucht Prinz Franz Albert August Karl Emanuel von Sachsen-Coburg-Saalfeld, Herzog zu Sachsen – (geboren 26. August 1819 auf Schloss

Durch seine Anwesenheit wurden die übrigen Reisenden zurückgesetzt, und da wir die Zuletztangekommenen waren, so mußten wir lange warten, ehe die Reihe des Essens an uns kam.

Endlich gegen Abend erreichten wir das Städtchen Velletri, unser Nachtquartier, früh genug, um noch Zeit zu finden, uns durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß außer der schönen Lage und einem ächt römischen Schmutz nichts Besonderes daran sei.

In einem bekannten Reisehandbuch von Neigebaur stand über Velletri zu lesen: „berühmt wegen des guten Weines und der Schönheit seiner Frauen“⁴⁵. Ich kann aber versichern, daß wir alle, als gewissenhafte Reisende, alles Mögliche gethan haben, um über beides uns zu vergewissern, leider gelang es unsern eifrigsten Nachforschungen nicht, weder die einen noch den andern aufzufinden und wir mußten uns mit dem Anblick ungekämmter Weiber und dem Genuß sauern Nectars in einem Gasthof begnügen, der unendlich viel zu wünschen, aber sehr wenig zu hoffen übrig ließ.

Am andern Morgen ging es schon früh gegen fünf Uhr den Pontinischen Sümpfen zu, die vor uns in unermesslicher Ausdehnung zwischen dem Volsker Gebirge (Monti Lepini) und dem Meer sich bis gegen den fernen Felsen des Vorgebirgs des Circeo hinstreckten. In Cisterna (di Latina) ist die letzte Station an den Pontinischen Sümpfen. Der Teufel soll bei näherer Bekanntschaft nicht so schwarz sein, als er gemalt wird und so verhielt es sich auch mit den berüchtigten Morästen, die wir manchmal sehr intressant fanden, ohne daß uns ihre Luft viel Übles zugefügt hätte.

Es geht ihnen schier, wie dem Leipziger Rosenthal, an dem auch nichts als die Rosen und das Thal fehlen. Ebenso fanden wir hier einen Wald voll der schönsten Korkeichen, der sich längs des Meeres fast ununterbrochen von Civita-

Rosenau, Herzogtum Sachsen-Coburg-Saalfeld; gestorben 14. Dezember 1861 auf Windsor Castle, Berkshire) war ein deutscher Prinz aus dem Haus Sachsen-Coburg und Gotha. 1840 heiratete Albert seine Cousine, die britische Königin Victoria und hatte bis zu seinem Tod 1861 erheblichen Einfluss auf seine Ehefrau und die Entwicklung der britischen Monarchie.

⁴⁵ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält dasselbe Zitat, nennt jedoch als Quelle „Förster’s Handbuch“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 6).

vecchia bis nach Terracina fortzieht, schöne Wiesen, selbst einige Getreidefelder. Nur die grenzenlose Einsamkeit giebt der ungeheuern Ebene etwas Unheimliches, während die mächtigen, röthlichen Massen des nebenherlaufenden Gebirges mit der ununterbrochenen Abwechselung der schönsten Formen dieser Öde einen seltsam romantischen Reiz verleihen. Verschiedene Päpste haben mit gutem Erfolg für die Austrocknung dieser Gegend Arbeiten unternommen, aber da der folgende Papst gewöhnlich alle Unternehmungen des Vorgängers liegen läßt, so kann auch nie eine rechte Ausdauer in die Sache kommen. So sind denn auch die Canäle, die Pius VI. zuletzt anlegen ließ, schon wieder zerfallen, während man bei einiger, consequenter Anstrengung längst das Ziel hätte erreichen und die Gegend der Cultur zurückgeben können. Der Hauptabzugsgraben läuft neben der Straße her und erweitert sich durch die Aufnahme der vom Gebirge kommenden Bäche allmählich zu einem für Boote schiffbaren Canal. Eine Menge riesiger Büffel, die Sumpf und Schlammwasser lieben, wurde von einigen auf Kähnen hinterdrein fahrenden und mit langen Stangen bewaffneten Hirten hinein und, dicht aufeinander gedrängt, hinauf getrieben, wo dann die im tiefen Wasser gewaltig arbeitenden Thiere mit den großen Hörnern und den breiten Füßen alles am Rande abrasirten, sodaß vom Gebüsch nicht viel mehr zu sehen war. Überall weideten mächtige Herden von Ochsen und Pferden, weithin zerstreut, die sich vortrefflich zu befinden schienen, während das gelbe Aussehen der seltenen Hirten allerdings wenig Gutes ahnen ließ. Vier Poststationen, die sehr kläglich aussahen, waren die einzigen Häuser auf der langen Strecke Weges. Die immer drückender werdende Hitze und unsre bei der schlaffen Luft immer steigende Schlafsucht ließen uns die Felsen von Terracina gar ersehnt begrüßen. Die Getreidefelder und Weingärten hatten schon die Oberhand gewonnen und als wir in die Nähe der an den heißen Felsen hinaufkletternden Stadt gelangt waren, zeigte sich ein Wald von Ölbäumen, während die überall aus den Felsen hervorsprossende Aloe und riesige Cactusarten mit stachlichtem Dickicht alle Höhen umzogen. Ganz oben auf



Kühe in der Nähe von Rom, an den Pontinischen Sümpfen.

nackter, rother Klippe sahen wir die zerfallnen Arkaden von Theoderichs einstigem Schloß, dessen dreitausendjährige⁴⁶ Riesenmauern noch überall sichtbar sind, in der Gluth der untergehenden Sonne schimmern.

⁴⁶ Diese unstimmmige Zeitangabe beruht auf der Verknappung dieser zugrunde liegenden Literaturstelle: „... zerfallene Arkaden von Theodorich's, des großen Gothenkönigs, einstigem Schloß, dessen Trümmer mit altetruskischen Tempelruinen vermischt, deren polygone dreitausendjährige Riesenmauern noch überall sichtbar waren, ...“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 11).



Auch Pferde gedeihen an den Pontinischen Sümpfen gut.

Als wir später in die Stadt mit unserm langsamen Gespann einzogen, die von außen so wollüstig sich über die Höhen hinzustrecken schien, so fanden wir freilich den Schmutz und die Verkommenheit alles übertreffend, was uns bisher erschienen war. Ich möchte wetten, daß die sämtlichen Weiber von Terracina in vier Monaten für sich, Haus und Hof weniger Waschwasser brauchen, als eine einzige brave deutsche Hausfrau am Freitag und Sonnabend Mittag über Treppen und Böden in den Rinnstein fließen läßt.

Nachdem wir im Hotel, das von Reisenden überfüllt war, noch einige Plätzchen mit Mühe erlangt hatten, gingen wir am Abend noch einmal spazieren. Der Mond ging eben auf und träumerische Stille lag auf der Felsenstadt. In keinem Lande habe ich weniger Gesang und Musik überhaupt getroffen als hier, wo man mit der Meinung anlangt, als müßte das Gitarrespiel durch ganz Italien ununterbrochen fortklimpern. Das italiänische Volk ist offenbar aus der Lustigkeit herausgekommen oder hat sie nie in dem Grade besessen, als die Reisenden sie des Effekts halber gesehen haben wollen.

Von solchen vorgefaßten Ideen macht man sich ungemein schwer los und so konnte ich mir auch diesmal Terracina nicht ohne Fra Diavolos denken. An Spitzbubengesichtern gab's freilich hier sowohl als in dem benachbarten Fondi, dem ersten neapolitanischen Ort über der Grenze, wo wir am andern Morgen anlangten, keinen Mangel, sie waren aber so gleichmäßig unter der Bevölkerung vertheilt, daß man keinen Stand besonders in dieser Hinsicht bevorzugt nennen konnte, es wäre denn der Beamtenstand, für dessen Begabung in dieser Beziehung wir sogleich die vollständigsten Beweise erhalten sollten.

In Fondi ist nämlich die Mauth etablirt und bei der großen Hitze fanden es die schätzbaren Staatsdiener viel zu unbequem, auch nur den leisesten Versuch zu machen, unser Gepäck zu durchstöbern, sondern es entspann sich mit dem Oberbeamten der Douane eine intressante Verhandlung, wieviel wir geben oder mit wie wenig er sich begnügen solle, wenn er uns durchließe. Nachdem er endlich nach langem Verhandeln abgefertigt war, kam aber noch der Mauthbeamte, der das Gepäck nicht durchsucht, der Facchino, der es nicht abgepackt hatte, und sie wollten für die nicht gehabte Arbeit doch auch belohnt sein. Diese uneigennütigen Charaktere waren aber schon mit fünf Bajocchi⁴⁷ zufrieden, nachdem sie uns bloß noch beim Geldwechseln um etwas Weniges betrogen hatten. Nachdem auch dieses abgemacht war, wünschten wir einander freundlichst Höllenfahrt und glückliche Reise.

O, gesegneter Staat, der so verwaltet wird und so eifrige Diener hat! Und doch ist es gewiß der ungerechteste Vorwurf der Welt, wenn man der päpstlichen und der neapolitanischen Regierung diese Verdorbenheit ihrer Beamten vorwirft,

⁴⁷ Wikipedia: Baiocco (auch Bajocco, Plural Baiocchi oder Bajocchi) ist eine historische Münze des Kirchenstaates.

während es doch für beide schlechterdings unmöglich ist, bessere zu bekommen.

Von Fondi nach Molo di Gaeta, (zuletzt) im Halbzirkel um einen großen Meerbusen herumführend, entwickelte der Weg immer größere Schönheit, bis letztere uns auf einem Hügel, unter prächtigen Baumgruppen halb versteckt, höchst reizend entgegentrat. Wir stiegen hier hinab zum Meer und die langen Häuserreihen zogen sich allmählich auf der Landzunge dahin. Links sah man eine lange Hügelreihe im blauen Dunst, die Wasserscheide zwischen Volturno und Garigliano, auf deren Rücken einst der Falerner wuchs und hinter welcher die große, campanische Ebene sich bis nach Neapel hinstreckt. Wir fuhren auf der Kettenbrücke über den Fluß⁴⁸ und erreichten, allmählich ansteigend, Sant'Agata, das letzte Nachtquartier vor Neapel. Im Wirthshaus hatte uns die weise Vorsicht des Vetturins, der sich dem Ziele der Reise und somit dem eventuellen Trinkgeld näherte, ein gutes Abendessen bestellen lassen und so wurde die ganze Gesellschaft heiter und lustig. Am nächsten Tage setzten wir uns endlich zum letzten Mal in den Wagen, in dem wir alle nach und nach recht gute Freunde geworden waren und ein wunderbar schöner Sonntagmorgen lachte uns, als wir in der Frühe den letzten Bergrücken hinter der Stadt übersteigend in die weite Ebene, die sich beinahe bis an's Meer hinstreckt, hinunterfuhren und bald die Bastionen des neuen Capua auf beiden Ufern des Volturno liegen sahen.

Alles steckt in dieser Festung voll Militär und Kanonen drohten von den Wällen herunter; aber das stramme Wesen, was den guten Soldaten auszeichnet, fehlt hier ganz. Nicht als ob die Leute in ihren schönen Uniformen übel aussehend gewesen wären, im Gegentheil fanden sich viele stark gebaute darunter, aber eine solche Sammlung von stumpfen Mienen und geistlosem Ausdruck war mir noch nicht vorgekommen.

Sonst gefiel uns Capua nicht übel; es sah verhältnismäßig wohlhabend aus, wenn man billige Anforderungen macht, ja die Frauen waren sogar gekämmt, was wohl in Folge des Sonntags eingetreten war und die Gegend ist auch noch

⁴⁸ Wikipedia: Die Real-Ferdinando-Brücke oder Ponte Real Ferdinando sul Garigliano (örtlich auch ponte borbonico – bourbonische Brücke – genannt) ist eine Kettenbrücke in der Nähe von Minturno über den Fluss Garigliano, der hier die Grenze zwischen den Regionen Kampanien (Provinz Caserta) und Latium (Provinz Latina) bildet.

da, wo sich⁴⁹ das Heer Hannibals so wohl sein ließ, schwerlich an Fruchtbarkeit von irgend einer andern in Europa übertroffen, selbst von der Gegend von Valence nach Avignon nicht, mit der sie die Einförmigkeit gemein hat, da sich auch hier wie dort Baum an Baum reiht, verbunden durch der Rebe luftige Guirlanden, unter denen dann wieder Mais und anderes Getreide in üppiger Fülle herauswächst.

Wenn das aber meilenweit so fortgeht, so wird es eben doch zuviel, besonders wenn wie hier die heiße Mittagssonne auf die Reisenden herniederbrennt und so dicke Wolken feinen Staubes sie einhüllen, wie sie nur noch die Kalkfelder der Champagne in gleicher Mächtigkeit aufsteigen lassen.

Neapel.

So waren wir denn herzlich froh, als wir endlich am Thore Neapels hielten, wo uns noch einmal dieselbe Zollplackerei empfing wie in Fondi. Die ungeheure, breite Chaussee war bisher sehr todt gewesen, auch die Vorstadt erschien noch ziemlich leer; je mehr wir uns aber dem Museum näherten, je lebhafter wurde es, bis uns dort das brausendste Leben empfing, wie man es nur noch in London wiederfindet. Mit Mühe konnte sich unsere staubbedeckte Kalesche bis in die Toledostraße durcharbeiten im unermesslichen Gewühl von Fuhrwerken aller Art, gepackten Maulthieren, zweiräderigen Karren, auf denen oft ein Dutzend und mehr Menschen in allen Stellungen hockte, bis endlich das eine unsrer Pferde zusammenbrach und wir genöthigt waren, im ersten besten Hotel ein Unterkommen zu suchen.

Aber Welch' wunderbar schöner Anblick eröffnete sich uns, als wir, auf den Balkon hinaustretend, den ganzen Golf vor uns liegen sahen. Rechts und links die Häusermassen der Stadt, amphitheatralisch aufeinander gethürmt, vor uns der Quai mit seinem bunten Leben, das Meer überdeckt mit Schiffen und dahinter der Vesuv im violetten Abendschatten. Es war dies eben ein so entzückendes Schauspiel, wie es nur genossen, nicht beschrieben werden kann.

⁴⁹ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält richtigerweise „sich's“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 22).

1839, April.



Wer die täglichen Belustigungen des Volks in Neapel beobachten will, muß vor allen Dingen die Strada del Molo und den Hafendamm besuchen, wo unablässig Soldaten, Matrosen und Schiffer vorüberströmen. Seemänner sitzen rauchend auf Bänken und nackte Knaben liegen auf der niedrigen Hafenmauer oder kauern mit gekreuzten Beinen im innersten Kreise. Es ist natürlich, daß kindliche, müßige Menschen, wie die Neapolitaner, gern spielen, daher man Graubärte sich stundenlang in einer Weise ergötzen sieht, die bei uns nur Knaben Zeitvertreib gewährt. Allbekannt ist die Morra, welche das italienische Volk durch die ganze Halbinsel spielt und sogar mit in die Fremde bringt. Sie ist so recht ein Spiel für Bettler und Lazzaroni; denn man braucht dazu nichts als eine Hand mit fünf Fingern und sie spielen die Morra stehend, sitzend oder liegend; oft hört man sie noch in tiefer Nacht aus einem Straßenwinkel ihr ewiges „cinque, sei, quattro, nove!“ rufen.

Die Stellung der Morraspieler erinnert an Streiter, die sich kampfbegierig gegenüber getreten sind. Die Augen flammen, die Hände zittern. Stimme und Gebärde drücken die höchste Leidenschaft aus und wer unglücklich spielt, wird fast mit Verachtung angesehen und tritt zerknirscht vom Kampfplatz.

1839, April.

Nachdem wir einen fröhlichen Abend bei Götzloff durchlebt hatten, machten wir mit unsern neuen Reisegefährten, welche auch mit uns nach Sicilien reisen wollten, einen nochmaligen Ritt nach Camaldoli, diesen schönsten Punkt des Erdbodens, den man nicht genug sehen kann. Beinahe zwei Stunden lang ging es aufwärts zwischen Gärten und Weingärten, durch waldige Schluchten, an schroffen Abhängen vorbei, bis wir über Nazareth zu der Höhe des Gebirgsrückens gelangten, wo das Kloster liegt. Der Bruder, welcher uns einließ und umherführte, war ein schöner Mann, dem die weiße Ordenstracht zu dem prachtvollen Barte recht gut stand. Er schien vor seinem Gelübde in der großen Welt gelebt zu haben, denn seine Manieren waren so fein, wie seine Hände und als er einen Augenblick mit mir allein war und erfahren hatte, daß ich ein Sachse sei, erkundigte er sich eifrig nach dem jetzigen König⁵⁰ und seinen Bruder Johann.

Nachdem er uns durch den Garten zu der hohen Baumgruppe geführt hatte, in deren Schatten sich, eineinhalb Tausend Fuß über der Meeresfläche auf einem vorspringenden Felsen, eine mit Sitzen versehene und mit Mauerwerk eingefasste Terrasse befindet, ließ er uns allein und kehrte zu seinen Brüdern zurück, deren Gesang aus der Klosterkirche zu uns herüberscholl.

Und nun die Aussicht! Es ist wohl das reichste Panorama der Erde. Zur Linken, tief unter uns, Neapel und der Golf, über dem das Zwillingenspaar des Vesuv und der Somma seine schöngeschwungenen Linien in die krystallene⁵¹ Luft hob. Dann die Inseln Ischia, Procida, Nisida und Capri und die unzähligen, zackigen Bergeshöhen der Orangenhaine von Sorrent. Nordwestlich zur Rechten breitete sich ein Horizont von vierzig Meilen Weite, die Campagna Felice, die Ponza-Insel bis Terracina und die Berge der Circe vor unsern Blicken aus. Weiter rechts, zu unsern Füßen, ein Gewimmel von Bergen und Seen, die Trümmer Bajaes und die Gefilde der Solfatara, von deren wüsten Flächen zurückkehrend

⁵⁰ König Friedrich August II. von Sachsen. Ältester Sohn des Wettiner-Prinzen Maximilian von seiner Gemahlin Karoline Maria Theresia von Parma, einer Enkelin der Kaiserin Maria Theresia. Sein Bruder Johann von Sachsen, geboren 1801 in Dresden, gestorben 1873 in Pillnitz, machte Sachsen zu einem der modernsten Staaten innerhalb des späteren Deutschen Reiches. Am 21. November 1822 heiratete er Amalia Auguste von Bayern. Das Ehepaar unternahm wiederholt Kunstreisen nach Österreich, Bayern und Italien.

⁵¹ Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „krystallhelle“ (Stahr, Adolf: Ein Jahr in Italien, Band I, Oldenburg 1847, S. 368).

das Auge ausruhte auf dem Pausilipp, der tief unten mit seinen schattigen Ulmen und Weinbergen wie ein grünes Bett vor uns ausgestreckt lag. Luft und Himmel glänzten in unsäglicher Helle auf das blaue Meer hernieder und die schlanke Rauchsäule des alten Vesuv stieg wie ein weißer Opferduft empor.

Wir hatten hier in der Seligkeit des Schauens und Widerschauens wohl einige Stunden zugebracht, als der Mönch erschien und uns einlud, vor dem Aufbruch noch einige Erfrischungen anzunehmen. Es war in der That hohe Zeit, denn der Weg ist ziemlich weit und in mondscheinloser Nacht an einzelnen Stellen nicht ungefährlich. Vor dem Scheiden von diesem Wunderorte sollten wir noch ein Schauspiel genießen, das man nicht immer hat, einen Sonnenuntergang, wie ihn der fromme Bruder selbst in solcher Herrlichkeit noch nicht erlebt zu haben versicherte. Die Berge und Inseln im Osten und die waldigen Felsenrücken des Vordergrundes im Westen lagen im tiefsten Violett, wie es ein Maler in solcher Kraft nicht erreichen kann. Über die letzteren, an dem silberreinen, von Goldduft durchzitterten Himmel hin, zog sich ein einziger, dunkler Wolkenstreifen, hinter welchem sich in dem Augenblick, wo wir die Plattform⁵² des Klosters betraten, die Sonne für einige Minuten verbarg, ehe sie in's Meer versank.

In dem Augenblick aber, wo die Himmelskönigin ihr Antlitz hinter jenem Wolkenvorhang neigte, färbten sich dessen äußerste Spitzen mit magischem Licht und hoch über sie hinaus wölbte sich eine Strahlenkrone, zwischen welcher zahlreiche, goldne Wölkchen gleich geflügelten Engelsköpfen schwebten.

Unten aber, nach dem Meere zu, schwamm alles in einem silberfarbigen Zauberlicht, umgeben von jenem violetten Duft, wie ihn die Maler vor Augen gehabt haben müssen, als sie ihre Verklärung der Himmelskönigin malten. Zahllose kleine Wölkchen bildeten innerhalb dieses Zauberlichts einen strahlenden Kranz, als wollten sie die Sonne noch im Sinken aufrecht halten. Aber schon schwebte sie glühend roth hernieder und zitterte langsam dem schwarzblauen Wellengrabe zu. Dunkler wurden die Schatten und eins der schönsten Schauspiele verschwand vor uns.

⁵² Die zugrunde liegende Literaturstelle enthält „Plattform“ (Stahr, Adolf: Ein Jahr in Italien, Band I, Oldenburg 1847, S. 369).

1839, April.

Da das Dampfschiff nach Sicilien erst in acht Tagen abfuhr, so hatten unsre neuen Reisegefährten Zeit, die Umgebung von Neapel zu besuchen und schloß ich mich denselben bei der Besteigung des Vesuvs nochmals an, da ich es für das Beste auf der Reise halte, einen schönen Punkt zweimal wenigstens aufzusuchen.

Vesuv.

Wir fuhren bis Portici, das eine Stunde von Neapel entfernt, aber mit letzterem durch eine so ununterbrochne Kette von Häusern und Gärten verbunden ist, daß es nur eine Vorstadt derselben zu bilden scheint. Man trifft da schon die ersten Lavaströme, die von allen Seiten den Berg herunter ziehen und in größerer oder geringerer Breite das herrliche Gefilde mit schwarzen Furchen durchschneiden. Die weit größere Anzahl ähnelt einem großen, zusammenhängenden Haufen von Schlacken, doch hat jede Eruption ihre besondere Nuance und geht bald in's Schwarzgräuliche, bald in's Bräunliche. Überhaupt muß man hierbei immer wieder die Üppigkeit des Bodens bewundern und ich begreife recht gut, wie die Leute von Portici, Resina, Torre del Greco und Annunziata sich immer wieder da ansiedeln, wo so oft ihre Dörfer schon zerstört worden sind. Auch sind die meisten Lavaströme nicht mehr so breit, wenn sie in's bebaute Land kommen, da sie gewöhnlich sehr langsam vordringen.

In Resina, das eine Viertelstunde näher gegen den Berg zu liegt, nahmen wir Pferde und ritten den sanft aufsteigenden Weg in schnellem Trabe hinauf. Die Straße ist fahrbar gemacht und führt durch die herrlichsten Weinberge und Olivenwälder, die aber, je weiter man kommt, immer häufiger und enger durch die schwarzen Lavaströme eingeschränkt werden. Bis über das Haus des Eremiten hinaus reicht die Vegetation, eine Viertelstunde später hat die Lava das ganze Terrain eingenommen, der Weg hört auf und man reitet in höchst beschwerlicher Weise bis zu dem Sattel weiter, der die links liegende Somma vom eigentlichen Kegel des Vesuvs trennt; wo man dann die Pferde stehen zu lassen und die Pyramide zu Fuß zu erklimmen pflegt.

Beim Eremiten hielten wir ein halbes Stündchen an, um uns unter den Kastanien, die das ganze Haus umstehen, an der schönen Aussicht und dem sauren Wein, den uns der Spitzbube als Lacrimae Christi vorsetzte und sich bezahlen

ließ, zu erquicken. Ohne diesen langbärtigen Schuft und den vielen Wegelagerern, die einen dort beständig molestiren, wäre das Plätzchen allerliebste, da man von hier aus weit in's lachende Land hinein blickt, während der finstere Berg hier einem pyramidalen Topfe ähnlich sieht, aus dem der schwarze Dampf aus allen Seiten hervorbricht. Ein paar Burschen, die am Haltort der Pferde schon lange auf uns gelauert hatten, boten uns ihre Dienste als Träger an. Mit großer Verachtung abgewiesen, unterließen sie doch nicht, ein gutes Stück mitzuklettern, immer in der Hoffnung, doch noch vielleicht von einem schwachen Gemüthe in Anspruch genommen zu werden. Für einen halbwegs geübten Bergsteiger ist die Mühseligkeit nicht so bedeutend und in einer kleinen Stunde waren wir oben. Allerdings zerreißt die Lava mit ihren scharfen Kanten manchmal die Stiefel und wendet man sich zur Asche, so sinkt man tief ein, allein es ist keinerlei Gefahr, nur etwas Anstrengung dabei, weil alles, auch die Lavablöcke, wacklig ist.

Endlich schweißtriefend oben auf der Fläche des abgestumpften Kegels angelangt, eröffnete sich uns das Schauspiel, als wir einige hundert Schritte über die Schlackenfelder hinschritten, daß gelbe Schwefeldämpfe aus dem zerrissenen Boden hervorstiegen und das Athmen zu einer höchst unangenehmen Sache machten. Es rauchte und kochte rund um einen herum, sowie aus der schwarzen Tiefe des trichterförmigen Kessels fortwährend graue Dämpfe aufstiegen.⁵³ Wir stiegen so weit hinunter, als es auf dem glatten, heißen Boden möglich war, bis uns die Schwefeldämpfe vertrieben.

Es hat doch etwas ganz Eigenthümliches, so gewaltig arbeitenden, elementarischen Mächten sich gegenüber zu befinden. In die staunende Bewunderung mischt sich immer ein gewisses Grauen. Aufgeregt auf's Lebhafteste durch die Neuheit des uns umgebenden Schauspiels, tranken wir jubelnd den Wein auf die Gesundheit des alten Cyclopen, der da unten die Glieder grimmig rührt, und warfen ihm dann die Flaschen in den Rachen, kochten Eier im heißen Boden und hielten europäische Reden, die vom Schwefeldampf zuweilen recht unanständig unterbrochen wurden.

⁵³ vgl.: „..., es rauchte, kochte und brodelte rund um einen herum, so wie in dem ungeheuern trichterförmigen Kessel vor uns, aus dessen schwarzer Tiefe fortwährend glühende Schwaden heraufzogen.“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 69 f.)

Die Fernsicht, zu der wir uns nun wandten, da der höchste Punkt des Berges nach der Golfseite hin liegt, war heute einzig. Aus dem unübersehbaren Kranze des herrlichen Campaniens, das zu unsern Füßen lag, blitzten überall Städte und Dörfer, Villen, Klöster und Schlösser in Fülle aus der üppigen Ebene empor, oder lehnten sich an den großartigen Gebirgszügen⁵⁴, die, uns von drei Seiten umgebend, ihre riesigen Arme weit in's dunkelblaue Meer hineinstreckten, in dem die köstlichen Perlen Capri, Ischia, Procida und all die andern Inseln gebettet lagen.

Das schwelgende Auge umfaßt unübersehbaren Reichthum und die beständige Drohung des schwarzen Riesen ist just der größte Zauber dieser Gegend, wie ihn zusammengenommen mit so vielem Anderen vielleicht kein Platz der Erde aufzuweisen hat.

Die goldnen Schleier, welchen die Sonne über den Golf gebreitet, hatten sich bei tieferem Sinken in purpurglühende verwandelt, als wir den Berg hinabstiegen und in lustigem Wettlauf den Weg, zu dem wir aufsteigend dreiviertel Stunden gebraucht, in weniger als fünf Minuten zurücklegten.

Nachdem wir uns wieder zu Pferde gesetzt, waren wir noch nicht beim Eremiten angelangt, als schon braune Dämmerung uns umfing, die sich schnell in die dunkelste Nacht verwandelte. Doch, einmal auf dem Fahrweg, ging es in scharfem Trabe weiter, sodaß wir schon in einer Stunde wieder in Resina angelangt waren, ohne daß dieses Reitexperiment bedenklichere Folgen gehabt hätte als die, uns am andern Tage eine gewaltige Steifigkeit in Knochen und Muskeln zurückgelassen zu haben.

(Ende.)

⁵⁴ vgl.: „..., oder lehnten sich an den prachtvollen Zug der Gebirge, ...“ (Pecht, Friedrich: Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Zweiter Band: Neapel – Florenz, Leipzig 1853, S. 72)